

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die Badische Schule. 1934-1939 1936

2 (18.1.1936)

Die badische Schule

Verantwortlich: Oberregierungsrat Dr. Ernst Fehle, Karlsruhe

Langemarck.

Von Eberhard Wolfgang Möller.

Ruhet, ihr Knaben von Langemarck
und wartet den Frühling ab,
die treibende Erde sprengt euren Sarg
und der warme Wind euer Grab.

Wenn nur die Wolken nach Osten stehn
und der Acker sich wieder benarbt,
werdet ihr Deutschland wiedersehn
und die Wälder, für die ihr starbt.

In den Gärten, für die ihr gingt,
blüht ihr dann im Gerank,
und der Sommer darüber singt
euren Ruhm und unsern Dank.

Aus Eberhard Wolfgang Möller, „Berufung der Zeit“, Langen/Müller Verlag, München.

85

Der nordische Schicksalsgedanke.

Was stellt man sich eigentlich in unseren Tagen unter dem Wort Schicksal vor? Man braucht es wohl meist, ohne eine klare Vorstellung damit zu verbinden. Und besonders verwendet man es wohl, wenn man ziemlich ratlos einem Ereignis gegenübersteht, vielleicht auch mit einem Einschlag von Schadenfreude, vor allem aber in Redewendungen wie: „Niemand entgeht seinem Schicksal“ oder: „Das Schicksal hat es nicht gewollt“ und ähnlichen. Das Schicksal ist also etwas Vorherbestimmtes, und zugleich ist es doch ziemlich nebelhaft und undeutlich. Und doch hat dieses Wort einst zu den kräftigsten und gehaltvollsten gehört, die der nordischen Sprache eigneten. Aber das ist oft das Los der Wörter: sie altern und entarten, und wenn sie nicht ganz hinwegfallen und absterben, dann verlieren sie entweder ihre ursprüngliche Bedeutung, oder ihr Gehalt wandelt sich, ändert seinen Charakter. So ging es zum Beispiel dem alten nordischen Wort fjölkunnigr = „Vielwissender“, also ein „Kenntnisreicher Mann“. Ursprünglich bezeichnete es das, was wir heute einen Gelehrten nennen, sank aber zu der Bedeutung „Zauberer“ hinab. Und schon heute kann man in meiner Heimat Island das Wort „Gelehrter“, wenn man es nur etwas zweideutig betont, als Bezeichnung eines zauberkundigen Mannes verwenden. Wer weiß, wie es ihm im nächsten Jahrtausend ergehen wird. Dann wird man vielleicht entweder eine neue, unbedenkliche Bezeichnung für einen Menschen geschaffen haben, der sich mit der Erweiterung unserer Kenntnisse und der Vertiefung unseres Verständnisses für die äußere und innere Wirklichkeit beschäftigt, oder das alte Wort fjölkunnigr, „Vielwissender“, wird im Lauf der Zeit, neu geläutert, wieder zu Ehren gekommen sein.

Und ganz genau, wie es diesem Worte erging, daß es von einer ehrlichen Bedeutung in reine Zweideutigkeit hinabsank, so ging es auch dem Worte „Schicksal“. Einen kleinen, nicht unwillkommenen Beweis dafür erhielt ich, während ich mit dem Stoff und der Vorbereitung dieses Vortrages beschäftigt war. Denn aus der nüchternen, streng realistischen Schweiz ging mir eine höfliche Anfrage zu, ob ich mein Thema nicht etwas „genauer“ fassen könnte. Ob ich meinen Vortrag nicht nennen könnte: „Der Norden in der europäischen Kultur“ oder „Der Einfluß des Nordens auf das europäische Werden“. Das konnte ich ja nun leider nicht, denn ich hatte mich einmal in den nordischen Schicksalsgedanken verbissen, der mir eines besseren Schicksals wert erscheint, als er bisher gefunden hat.

Aber um zu dem Worte „Schicksal“ zurückzukehren: so, wie es diesem Worte erging, daß es von etwas Lichtem, Wertvollem, Lebensumspannendem in Nebel,

Verachtung und Zweideutigkeit versank, so geht es wohl gern gerade jenen Wörtern, die dem Kern eines Glaubens oder einer Weltanschauung sehr nahe stehen. Das Alterslos solcher Wörter ist es fast ausnahmslos, als Ausdrücke für Aberglauben zu enden. Übrigens eine im Grunde sehr natürliche Entwicklung; denn wie sollte die Bezeichnung neu und lebendig bleiben, wenn der Begriff veraltet. Und unsere Lebensanschauungen, unsere Glaubenssysteme stehen gleich allem anderen in unserer Welt unter dem Gesetz des Schicksals: sie veralten. Das macht sie nicht weniger notwendig, setzt sie in keiner Weise herab. Denn das Leben, wie wir es kennen, ist darum nicht minder heilig, weil es nur einen bestimmten, zeitlich begrenzten Bestand hat. Im Gegenteil: man könnte sagen, daß uns nur die Lebensanschauungen in ihrer Wurzel etwas angehen, nur die Religionen uns unmittelbar heilig sind, die unter dem Gesetz aller Schöpfungen stehen — und es anerkennen.

Zu diesen herabgekommenen Worten gehört das Wort „Schicksal“. Es war damals, da es noch jung und anwendbar war und alles lebendige und schöpferische Leben umspannte, der tragende Ausdruck eines Glaubens oder vielmehr einer Form der Wirklichkeitserkenntnis. Unter diesem Gesichtspunkt verdient es doch vielleicht, daß wir es selbst und seinen ursprünglichen Inhalt näher betrachten, ehe wir es ganz und gar der Nebelwelt des Volksglaubens, den Karten- und Kaffeegrund-Künsten der Wahrsagerinnen und der astrologischen Ausbeutung durch die Scharlatane ausliefern, die schwarz- und langbärtig an den fernsten Zimmelförpeln und an dem ahnungsvollsten Fernwissen der Menschen schmarozen.

Aber was enthält denn das Wort „Schicksal“ mehr als gerade solche versteckte und verdächtige Andeutungen einer Gesetzmäßigkeit des Lebens, die sich mehr als anderes zu so bedenklicher Ausschachtung eignet? Ja, wenn wir heute das Wort brauchen, ist, wie gesagt, kaum noch etwas von dem ursprünglichen, dem nordischen Begriff übrig, der zugleich ein germanischer Begriff gewesen ist. Es ist vielmehr nur noch eine Verkleidung des römischen „fatum“ = „das Gesprochene“, also das „Schicksalswort“, der „Schicksalspruch“, der, einmal durch den Mund des Sehers ausgesprochen, unabwehlich gilt. Es ist der Ausdruck für das Schicksal als etwas bis ins kleinste zum Voraus festgelegtes, etwas Unveränderliches, Unumstößliches — ein sehr lateinischer Gedanke, aber nach unseren nordischen, mehr verschwebenden und also „barbarischen“ Begriffen etwas Eniges, fast eine Art saubere doppelte Buchführung. Die Römer hatten die mythische Verkörperung ihres Schicksalsbegriffes wohl wie so vieles andere von den Griechen übernommen, denen das Schicksal als etwas ähnlich Unabänderliches

vorschwebte, dem sich selbst die Götter beugen mußten. Die Griechen personifizierten ihre Vorstellung in der Schicksalsgöttin, der *Moirai*, aus der später die drei *Moiren* wurden. Sie wurden das Vorbild der drei *Parzen*: *Nona*, *Decuma* und der Todesgöttin *Morta*. Was man sich unter *fatum* insgemein vorstellte, wird man am besten aus unseren Lehnwörtern wie: *fatal*, *Fatalität* deutlich. Für römische Vorstellung scheint das *fatum* hauptsächlich eine zänkische, Kleinliche, oft mißgünstige, ja geradezu boshafte Einmischung von außen in den normalen Verlauf des Lebens gewesen zu sein.

Das liegt dem ursprünglichen Inhalt des germanischen Wortes *Schicksal* so fern wie möglich, das erst durch die Verwendung für den fremden und engeren Begriff *fatum* auf eine niedrigere Ebene gezogen wurde, als es ursprünglich zu Hause war. Man kann es in Kürze so ausdrücken: *fatum* ist im Grunde etwas Außerliches — *Schicksal* etwas Inneres, oder noch besser: etwas zugleich Äußeres und Inneres. *fatum* ist etwas Gegebenes und daher Begrenztes — *Schicksal* etwas Unbegrenztes. *fatum* ist etwas Unfruchtbares — *Schicksal* etwas Fruchtbares. Ja, man könnte wohl so weit gehen zu sagen: *fatum* als ein festes Gesetz ist Endlichkeit und Tod — *Schicksal* als ein fließendes, schöpferisches Gesetz ist Unendlichkeit und Leben.

Dies zu beweisen hat seine Schwierigkeiten. Ganz natürlich, wenn man bedenkt, daß selbst die ältesten nordischen Überlieferungen nicht vor dem Übergang zum Christentum niedergeschrieben sind, ja sogar erst mehrere Jahrhunderte, nachdem die zugehörigen Denk-, Fühl- und Lebensbezirke vor einer Lehre hatten weichen müssen, der der Gedanke der Vorausbestimmung — selbst in seinen ungeheuerlichsten und letzten Folgen — keineswegs fremd war. Einer Lehre, wo die Lebensmöglichkeit „*Erlösung*“ heißt und nicht mehr nur durch das Leben selbst, seine rechte, fruchtbringende Führung gewonnen werden konnte, sondern von einem Zustand des menschlichen Herzens abhängig war, der „*Glauben*“ hieß. Und dieser Zustand besaß keine unmittelbare, oder jedenfalls keine unumgänglich nötige Verbindung mit dem tätigen Leben; er ließ sich vielmehr am reinsten hinter festen Mauern und durch Verlassen, ja Verleugnen und Verdämmen des tätigen Lebens bewahren. Er war überdies eine *Gnaden-gabe* und ließ sich also schwerlich ohne Unterwerfung und Demütigung erwerben, was dem nordischen Denken fremd, ja eigentlich widerwärtig war.

Ich möchte hier betonen, daß ich diese und etwa noch folgende Betrachtungen nicht als eine Bekämpfung und Ablehnung des Christentums in seiner Gesamtheit aufgefaßt wissen möchte. Das Christentum wurde unser *Schicksal*, der Weiße *Krist* löste unsere Götter ab und kann ohne Seelenschaden aus der nordischen Seele kaum wieder entfernt werden. Aber das Christentum wurde hier im Norden gewissermaßen eine nordische Religion, stand unter dem Gesetz der Wandlung und steht noch immer darunter. Noch haben wir uns kaum recht darauf besonnen, wie das nordische Christentum eigentlich aussieht, und es kann noch gut und gerne ein Jahrtausend dauern, bis wir zur vollen Besinnung kommen. Und hiermit kann ich dort wieder einsetzen, wo ich unterbrochen hatte, nämlich daß

unsere alte Literatur erst in christlicher Zeit zur Niederschrift gekommen ist. Und es wird jedem einleuchten, daß daher der neue Glaube selbst unsere ältesten Überlieferungen entscheidend beeindruckt hat. Dennoch glaube ich, daß der nordische Schicksalsgedanke so springlebendig und so keimkräftig wie je in den zum Teil widerspruchsvollen Zeugnissen atmet, die sich aus den alten Quellen anführen lassen, und daß sich der Beweis für ihn sowohl sprachlich wie ideenmäßig führen läßt. Ja, ich möchte sogar annehmen, daß sich das, was bei oberflächlicher Betrachtung gegen meine Deutung des Schicksalsbegriffes zu sprechen scheint, bei tieferer Betrachtung sich gerade als Bekräftigung erweisen würde. Und übrigens steht ja die ganze *Edda* hinter dieser Deutung, und vor allem ihr großes Schicksalsgedicht, die „*Völuspá*“, die Weisagung der Seherin.

Lassen Sie mich zum Beispiel die *Nornen* nehmen. Sie sind derjenige Teil der nordischen Schicksalsmythologie, der die auffälligste Übereinstimmung mit der griechisch-römischen aufweist. Und es ist nicht unwahrscheinlich, daß das geprägte Bild der drei schicksalsbestimmenden weiblichen Wesen samt ihrer säuberlichen Aufteilung auf bestimmte Arbeitsbezirke der antiken Vorstellungswelt entnommen sind. Aber was bedeutet ein solcher Sachzusammenhang gegenüber dem, was die Völker aus dem mythologischen Bild gemacht haben!

Bei den Griechen ist *Hesiod* der erste, der die drei Schicksalsgöttinnen mit den bekannten Namen nennt: *Klotho*, die Spinnende, *Lachesis*, die dem Menschen sein Los zuteilt, und *Atropos*, die Unabwendbare. Hier wäre sogleich zu bemerken, daß der Sinn ihrer Vorstellung kaum so klar, der Zusammenhang zwischen ihnen kaum so unbedingt ist, wie zwischen den drei nordischen *Nornen*: *Urdr*, das Geschehene, Vergangene, *Verdrandi*, das Geschehene, Gegenwärtige, und *Skuld*, das noch Ausstehende, was noch geschehen soll. Denn das nordische Wort „*Schuld*“ spannte so weit, daß es sowohl positiv wie negativ, sowohl für *Schuld* wie für *Guthaben* benutzt werden und alle noch nicht beglichenen Rechnungen bezeichnen konnte.

Von diesen drei Namen ist der erste, *Urdr*, älter und verbreiteter als die beiden anderen. Er allein erscheint im Namen des Schicksalsbrunnens, der auch „*Brunnen der Urd*“ heißt, und er allein kehrt als *Wurt* bei den alten Sachsen, als *Wyrd* bei den Angelsachsen wieder. Er ist vor der Übernahme der antiken *Drei-Frauen-Gruppe* eines der germanischen Wörter für *Schicksal* überhaupt. Eng verwandt mit dem Zeitwort „*werden*“, ist er ursprünglich nicht auf das „*Gewordene*“, die Vergangenheit beschränkt, sondern umspannt *Gewordenes* und *Werdendes*, ja das *Werden* als solches. Und er ist somit ein Name, der aus dem Herzen der schöpferisch-lebendigen Schicksalsvorstellung erwachsen ist, die ich Ihnen hier entwickeln möchte.

Welche Schicksalsvorstellung für älter zu halten ist, die griechische oder die germanische, diese Frage will ich um so weniger behandeln, als sie in unserem Zusammenhang gleichgültig ist. Das Auffallende und Bezeichnende, das, was hier wirklich Bedeutung hat, ist vielmehr die Tatsache, daß die nordische, die ger-

manische Vorstellung auf einer anderen Ebene liegt als die griechische. Und nach meiner Meinung auf einer höheren. Der Grundgedanke allen Schicksalsglaubens — ob er nun klar zum Ausdruck kommt oder nicht — ist wohl zuinnerst immer derselbe, nämlich daß jedes Geschöpf dem „Gesetz seiner Wirksamkeit“ unterworfen ist. Wie dieser Gedanke Gestalt gewinnt, hängt wieder von vielen Umständen ab, nicht zum wenigsten von der Artung der Volksseele. Bei den Griechen ist die Aufgabe der Moiren die, daß die einen den Schicksalsfaden auszieht, die andere ihn lenkt, die dritte ihn abschneidet. Die Nornen dagegen „schnüren mächtig Schicksalsfäden“, wie die Edda sagt:

Goldnes Gespinnst
spannten sie aus,
festend es mitten
im Mondesaal.
Sie bargen die Enden
in Ost und West.

Was der große Forscher N. M. Petersen so umschreibt: „Sie spannten ihr Gewebe von Osten bis Westen, vom Aufgang der Sonne zum Untergang, von der Morgenröte des Lebens bis zu seinem Abend.“ Und dem Gedankengang des gleichen Forschers folgend, bestand also zwischen den griechischen Moiren und den nordischen Nornen der vermutlich bis in die Tiefen der beiden Volkscharaktere gehende Unterschied, daß „die griechischen Nornen spinnen, die unsern ihr Gewebe von Ost bis West ausspannen. Das Spinnen der griechischen Nornen ist wie die Arbeit fleißiger Hausmägde im väterlichen Hause“ — und damit vorzüglich geeignet, in zierlichen Strichen auf schlanken Vasen wiedergegeben zu werden — „unserer Nornen Gewebe ist ein Werk weltenmächtiger Geister“, und wenn sie sich zeigen, ist die „ganze Natur in Aufruhr“. Ob dabei die Griechen eine ursprünglich weite Vorstellung eingengt, ob wir eine enge gesprengt haben, das ist, wie früher gesagt und wie Sie verstehen werden, für den Kern der Sache gleichgültig. Das einzig Bedeutsame ist der Gegensatz, der grundlegende Unterschied, der sich geltend macht. Die Moiren sind Töchter der Nacht, also das Dunkel, vermutlich in jedem Sinn, und also auch das Todesdunkel, das alles Lebende umschließt. Die Nornen sitzen am Brunnen der Urd, der Quelle alles Geschehenden, die unter der Weltesche *Yggdrasill*, dem Baume des Lebens, hervorbricht. Es wäre reizvoll, hier näher auf die Bedeutung des Namens *Yggdrasill* einzugehen. Er ist zusammengesetzt aus *Ygg*, einem Beinamen des Gottes Odinn, und *drasill*, „Pferd“. Nun kennen wir eine Erzählung, daß Odinn, sich selbst geopfert, neun Nächte am Baume gehangen hat, um geheimnisvolle Weisheit damit zu erwerben. Man spricht aber im Altnordischen auch davon, daß die Gehängten „den Galgen reiten“, faßt also diesen als Roß auf. *Odinns Roß* also heißt der Weltbaum, den Odinn als Gehängter „geritten“ hat. — Da tritt der Baum des Lebens, der fruchtbare, unsterbliche, plötzlich hervor als ein Galgenbaum, ein Kreuzesbaum, ein Kreuz, an dem ein Gott „sich selbst geopfert“ hängt! Und lockt damit zu Ideenverbindungen, denen man vielleicht kaum folgen kann, und die jedenfalls hier weit abführen würden.

Lassen Sie mich also bei den Nornen verbleiben. Sie sitzen, wie gesagt, unter dem Baume des Lebens an der Quelle alles Geschehenden. Täglich schöpfen sie Wasser aus dem Brunnen bis hinter zu dem goldenen Lehm, der den Boden bedeckt — wohl das Sonnen-gold, das Gold alles Keimenden. Mit diesem Wasser, und zugleich mit dem goldenen Lehm, begießen sie die Zweige der Weltesche, damit sie nicht verdorren oder von Fäulnis verzehrt werden. Das Wasser des Brunnens ist so heilig, sagt Snorri in der Edda, daß jedes Ding, das man hineintaucht, so weiß wird, wie die dünne Haut in der Eierschale, das das weißeste aller Dinge ist. Der Tau, der von dem Quell auf die Erde fällt, heißt Honigtau, und davon leben die Bienen, denn er ist die Süße der Blüten. Und in seinem Wasser schwimmen zwei Schwäne; von ihnen stammt diese Vogelart ab. Hier hat also nicht das Dunkel die Oberhand, hier ist es die Helligkeit, die Sonne und das flüchtige Gold der Keimkraft — flüchtig und doch ewig. Denn recht betrachtet ist das lebenspendende Licht nicht flüchtiger als das lebenszehrende Dunkel. Im Gegenteil, da ja doch alles Leben auf dem schöpferischen Sieg der Sonne, des Lichtes, des Keimwillens und der Keimkraft über die formlosen, giftdurchströmten Abgründe der Finsternis und ihrer Ungeheuer beruht. Denn das Leben ist nicht nur Licht, sondern auch gestaltende Kraft, und auch nicht nur Licht und Gestaltungskraft, sondern auch Gesetz — das bedeutet: gebundene Entwicklung, also Schicksal.

Bewägen Sie nun, welcher hohen Beruf die Nornen haben — die nach nordischer Vorstellung keine Götter waren, sondern Dienerinnen der Gottheit oder vielmehr „des Lebens“. Sie hatten den Quell des Lebens zu bewachen, sein lebenspendendes Wasser zu verteilen und das Leben und Lebensgesetz in Kraft zu erhalten, so daß die Sterne in ihrer Bahn verblieben und sich nicht im Weltraum verirren, so daß auch das Erdenleben in seinen Bahnen verbleibt und Seele und Sinn, Wille und Gesetz durch die Körperlich in unzählige Einzelwesen zersplitterte Menschheit hindurch zusammenhalten. Allein schon daraus werden Sie sehen und begreifen, welcher hohen Rang der Begriff Schicksal in nordischer Vorstellung und das Wort Schicksal in der nordischen Sprache ursprünglich einnahm.

Doch es wird Zeit, den Schicksalsbegriff noch etwas genauer aufs Korn zu nehmen, sowohl sprachlich wie ideenmäßig. Sprachlich besitzt der Norden zwei Ausdrucksmöglichkeiten aus ganz verschiedenen Wortwurzeln. Das eine Wort ist das Wort *örlög*, ein zusammengesetztes Wort mit den Gliedern *ör* und *lög*. Es läßt sich mit einem deutschen Wort nicht ganz genau wiedergeben, wird aber mit der Umschreibung „höchste Bindung, höchstes Gesetz“ etwa erfaßt sein. Es bezeichnet das äußerste und damit auch innerste, das endgültige, unumstößliche, allumfassende Lebensgesetz — also nicht nur, was in der Gegenwart geschieht, sondern zugleich die dahinter liegenden Bedingungen nach rückwärts und die Folgen nach vorwärts. Das Wort deckt aufs genaueste den nordischen Schicksalsgedanken — ohne ihn doch vielleicht in seiner ganzen Fülle auszudrücken — und so gedeutet deckt es auch auf das genaueste den nordischen Nornenbe-

griff, der als seine mythische Bildwerdung erscheint. Das Wort örlög, „höchstes Gesetz“, Schicksal, will also ganz einfach besagen, das „Lebensgesetz“, aber auch noch etwas mehr — oder besser gesagt, noch mehr, als wir gewöhnt sind, in dieses Wort hineinzulegen. Daß es dieses Mehr enthält, können wir daraus sehen, daß die Edda die ersten Menschen als örlöglausa, als schicksalslos bezeichnet, ehe die Götter sie erweckten. Die einschlägige Stelle der Edda ist meiner Meinung nach eine der wichtigsten für das richtige Verständnis des nordischen Schicksalsgedankens. Drei Götter: Ódinn, Soenir und Lódurr, kommen am Strande entlang gewandert, „stark und liebevoll“. Sie finden die ersten Menschen, Ask und Embla, an Land gespült vom Meere, dem Urelement des irdischen Lebens auch nach moderner Auffassung. Sie finden sie am Strande, wie gesagt, nicht nur leblos, sondern auch geistig ohnmächtig und also „schicksalslos“; noch nicht gewöhnt, die Luft zu atmen, ohne Seele, ohne menschliche Beweglichkeit und Geschmeidigkeit und farblos wie nasse Seehunde. Und die Götter erbarmen sich über die elenden Wesen: Ódinn gibt ihnen Atem und damit Seele, Soenir Sinn und damit Anmut und innere Kraft, auch Anziehungskraft, Lódurr gibt ihnen Säfte, das heißt Blut, Farbe und Simmenfreude. Erst damit war der Mensch geschaffen. Erst als ihm diese drei Dinge eingeblasen waren, oder vielmehr das eine, der Geist, der das Blut befeelte und den Sinn entzündete, erst damit war der Mensch als Erdenwesen nicht mehr schicksalslos, hatte den Zwischenzustand des Tieres verlassen und sich auf den des Menschen erhoben. Er war unter ein Schicksal getreten, unter ein gestaltendes Gesetz. Das bedeutet bewußtes Leben und gesetzgebundene Verantwortung, Lebensverantwortung. Er hatte damit seinen — wenn auch geringen — Anteil am Weltverlauf und damit am Schicksal selbst der Götter zu verwalten, war mitbestimmend geworden, ein Mithandelnder im Verlauf des All-Lebens und seiner Entwicklung, mit allen Pflichten und Möglichkeiten zu Erfolg oder Untergang, die damit verbunden sind.

Gestatten Sie mir hier, ehe wir zu dem zweiten, dem eigentlichen und sicherlich ältesten Wort für Schicksal übergehen, noch einen Blick auf das schon genannte Eddagedicht von der Seherin Weisagung zu werfen, das Schicksalsgedicht vor anderen, die Voraussage der guten Vorne über den vermutlichen Verlauf des Welt-schicksals. Im Zentrum dieses Gedichtes steht Baldr, der beste und lichteste der Asen, der Sonnengott und Gott aller Milde, aller Frische — noch das Mittelhochdeutsche würde dafür baltheit sagen. Er ist auch der Gott alles Friedens und aller inneren Beziehungen der Menschen zueinander. Aber er hat die Schwäche, die wir ebensogut aus unserer eigenen Welt, wie aus der Welt der Götter kennen: All sein guter Wille und all seine humanen Absichten haben keinen dauernden Bestand. Die Niedertracht siegt, die Schlaueit und der zielbewußte böse Wille. Aber trotz aller Niederlagen ist Baldr ebenso sicher und unerschütterlich in seinem Zutrauen zu allen Mächten, allen Göttern, allen Dingen der Welt; denn das ist seine Natur und darin liegt seine Stärke und damit seine schließliche Siegesmöglichkeit. Ja, er ist trotz wiederholter schlimmer Erfahrungen so sicher, daß es

ihm sogar einkommt, mit seiner Unverletzlichkeit ein wenig zu prahlen, sich den Göttern als Zielscheibe aufzustellen. Denn die Unverletzbarkeit der Güte kann nicht stark genug bewiesen werden. Und gerade da wird er getroffen und erleidet das Unausdenkliche, leidet den Tod, getroffen von seinem blinden, erst einen Tag alten Bruder Sódurr. Soviel Kraft kann in einem Unheil liegen, selbst wenn es nur eine Nacht alt ist. Und der Pfeil, der ihn traf, war von dem einzigen Baume der Welt geschnitten, der ihm nicht Treue geschworen hatte, einem sehr unansehnlichen Baume, der überdies nur auf anderen Bäumen wächst und ihre Kraft verzehrt, von dem Schmarotzer, der Mistel. Worauf der Weltkampf losbricht und alles in Finsternis und ungeheuerlichen Taten ertrinkt — um doch aus der Feuertaufe des Todes zu unauslöschlichem Leben und stetem Frieden wiedergeboren zu werden. Hier ist ein Schicksal, das sich vollendet, ein lebendiges Leben, das durch die Pforte des Todes muß, um den Bestand des Lebens zu sichern. Hier ist ein Leben und ein Licht, das sich veredelt, und aus Kampf und Tod gestärkt hervorgeht — ja, Kampf und Tod wird hier der einzige Weg zu edlerem und sichererem Leben. Den Todesweg müssen wir alle wandern, selbst Baldr, selbst das Licht. Aber wandern wir ihn auf die rechte Weise, dann kommen wir lebendig selbst aus dem Tode — das ist die Lehre des Baldrmythus. Es ist sinnlos, sich am Tode blind zu starren, der doch nur eine der Pforten des Lebens ist. Und eine Pforte, durch die wir alle hindurch müssen. Deshalb, wenn auch der Tod uns erwartet, dürfen wir das Leben nicht verraten und verleugnen, und wenn Niedertracht und Unrecht oft siegesichere Gegner in den Kämpfen des Lebens sind, dürfen wir darum nicht das Zutrauen zu Güte und Recht verlieren als zu den fruchtbaren Mächten und endgültigen Siegern. Güte, Recht, Freiheit und Verantwortung! Dadurch, daß wir den Todesweg wandern, als sei auch er ein Weg des Lebens — was er ja auch ist —, stärken wir das Licht, indem wir noch unseren letzten Lebensfunken daransetzen, dem Dunkel, dem Untergang zu trotzen, dem Ungeheuerlichen und Ungestalten, das mit einem nordischen Wort Ragnarök, „Götterdämmerung“, mit einem griechischen Chaos heißt. Dies ist unser einziger Weg aus dem Chaos, das uns zu jeder Zeit umgibt und in alle Ewigkeit umgeben wird.

Der volle Einsatz — das ist der Preis des Lebens. Das Schicksal — nach nordischer Auffassung — das ist die Form des Lebens, ist der aus dem Lebenswillen, der Lebenskraft und den vorhandenen Möglichkeiten und Umständen gesponnene Faden des Lebens. Und damit sind wir bei dem zweiten und eigentlichsten nordischen Wort für Schicksal angelangt. Es ist sköpp, das Geschaffene schlechthin, aber in seiner ganzen Auffassung, also das Vergangene, als die Vorbedingungen, dann das, was im Augenblick geschieht — denn nach alter nordischer Auffassung ist nichts, alles geschieht und ist in dem Augenblick schon vorbei, wo es geschieht — und endlich auch das Zukünftige, und dies nicht als ein Gaußen zufälliger Begebenheiten, nicht als Eingriff von außen, sondern als Folge des Vorhandenen, alles Vorhandenen, ebenso natürlich und selbstverständlich wie die Tatsache, daß der Fluß im Grund des Tales fließt und nicht irgendwo am Berg-

hang. Diese Auffassung der Gegenwart nicht als etwas Seiendes, sondern als etwas Geschehendes, nur ein Zwischenglied, ein Übergang von der Vergangenheit zur Zukunft, ist ein so tiefer Blick auf das Leben, daß sich der Schaden, den wir erlitten haben, indem er in Vergessenheit geraten ist, sich nicht leicht abschätzen läßt.

Doch zurück zu dem Worte *ǫ́p*, „Schicksal“. Ich hoffe, Sie werden mir allmählich darin recht geben, daß es einen Kernpunkt in der nordischen Lebensauffassung bildet. In seiner ursprünglichen Form lag es der griechisch-römischen Schicksalsauffassung sehr fern. Es hatte nichts mit einem Meuchelmörderdolch aus dem Dunkel zu tun, woran das griechische Schicksal leicht gemahnen kann; auch nichts mit so niedrigen Vorstellungen, wie dem Neid der Götter — ein für einen Nordländer, wenigstens damals, sicher unvorstellbarer Gedanke. Noch aber hatte es etwas mit der römisch-verwaltungsmäßigen Vorstellung zu tun: jetzt ist dies und das einmal so verfügt, jetzt ist nichts mehr daran zu ändern, sondern es muß in allen vorbestimmten Einzelheiten zur Ausführung kommen. Die nordische Vorstellung vom Schicksal ließ demgegenüber wie alles lebendige schaffende Leben mehrere Möglichkeiten offen. Nur konnte natürlich niemals das Sinnlose geschehen oder geschaffen werden, nicht ein Impreis von einem faulen Baume kommen. Auch konnte Geschehenes nicht ungeschehen gemacht werden — für Gnadenvorstellungen war hier sehr wenig Raum. Und ebensowenig konnte die Tatsache aus der Welt geschafft werden, daß auch im Sittlichen erst dann Zahlungsfähigkeit eintritt, wenn alle Schuld beglichen ist. Andererseits konnte man niemanden daran hindern, wenn er es unterlassen wollte, ein Guthaben zu erheben und dadurch in seiner Kraftlosigkeit und seinem schwanken Willen eines Erbes verlustig zu gehen. Das Schicksal war nach nordischen Begriffen nicht so sehr Herr als Diener des Lebens und des Menschen als Pflieger und Gefäß des Lebens — solange man sich nicht dagegen empörte. Das mag nach modernen Begriffen wie ein Widerspruch in sich selbst klingen — trotzdem war es so. blieb man in seinem Schicksal, gab man sich ihm hin, wie es einem Manne geziemt, so war es und blieb es eine Dienerin, eine Lebensnährerin. Dann kannte es für seine Nachgiebigkeit kaum Grenzen. Insofern war es wohl im Grunde eines mit der ewig zeugenden Erde unter den Fruchtbarkeitstrozenden Wassern des Himmels. Der Baum des Lebens und die begießende Tätigkeit der Nornen könnten darauf deuten. Ein solcher Mensch, der in Übereinstimmung mit seinem Schicksal lebte, war ein „glücklicher“ Mensch, denn alle nordischen Worte, die wir unvollkommen mit „Glück“ übersetzen, bezeichnen eben nichts anderes als die Übereinstimmung von Mensch und Schicksal. Also: war man selbst groß und stark und entschlossen und ungebrochen genug, um in seinem Schicksal zu verbleiben, selbst im Unglück, selbst im Tode und Untergang, dann konnte einem nichts Schlimmes widerfahren, dann kam man lebendig und als ein „Glücksmann“ auf die andere Seite, dann verschwendete man nicht die innere Kraft des Lebens, dann wurde das festgeformte Leben, selbst wenn es mit einer Niederlage endete — sofern es nur eine ehrenvolle Niederlage war —, Nahrung für neue

Schößlinge am Baum der Sippe. Die Ehre, die im Grunde mit der Seele und dem — nordisch gefaßt — Glück eines ist, konnte man nur retten, wenn man alles einsetzte. Denn insofern war auch die Ehre — wie das Glück — eins mit dem Schicksal, daß sie die einzige Lebensmöglichkeit war, der neue Wurzelschoß des vom Winter des Todes getroffenen Lebens.

Begann man hingegen dem Schicksal zu trotzen, sich dem Naturgegebenen zu widersetzen, die Vergangenheit als Macht zu leugnen, begehrte man, die Zukunft nach eigenem, persönlichem Gutdünken zu formen, ohne des Geschehenen, des Gegebenen zu achten, ohne die gesetzmäßige Einwirkung der Vergangenheit auf das geschehene Jetzt und die Lebensmöglichkeiten der Zukunft anzuerkennen, dann schlug das Schicksal zurück; dann erst schlug es, aber dann auch hart. Der Widerspenstige war schon durch seine Widersetzlichkeit ein geringerer Mann geworden, das Gegenteil des „Glücksmannes“, ein Nidding, ein Übelgesimter, ein Unzufriedener, ein Mißgünstiger. Einer, der größere oder andere Forderungen an das Leben stellt als die, die in ihm selbst oder im Leben vorgeformt waren. Und dann war die Folge: Vernichtung. Sie vollzog sich in der Regel als eine innere Vergiftung des Sinnes oder als Verrottung von innen her. Denn wenn der einzelne Macht für sich selbst forderte, zu eigener persönlicher Lust oder Sättigung, und damit die Gemeinschaft brach, das Gemeinlichsal, die Ordnung des schaffenden Lebens, dann verfiel er nicht nur selbst machtlos einem unfruchtbaren Tode, der bleichen, blut- und lichtlosen Todesgöttin Hel. Dann beraubte er zugleich seine Nachkommenschaft der Lebenskraft, in die er selbst als Teilhabender hineingeboren war, und die er deswegen als Lebenserbe zu hinterlassen verpflichtet war. Und damit untergrub er das Leben der Sippe, also das Leben überhaupt. Vermochte ein Mann aber bei seinem Tode keine Ehre zu hinterlassen, zur Verteilung und weiterer fruchtbarmachung unter seinen Erben, so war er es der Gemeinschaft schuldig, wenigstens keine Schande zu hinterlassen. Tat er das, so fiel er damit aus den weiteren Lebensmöglichkeiten der Schöpfung aus, wurde unfruchtbar. Das war der Tod. Der einzige wirkliche Tod. Alles andere war Leben.

Sehen wir näher zu, so liegt diese Bedeutung in dem sicherlich ältesten und eigentlichen Worte für Schicksal offen vor uns, eben in *ǫ́p*. Es ist nicht zufällig von derselben Wurzel abgeleitet, wie das deutsche Zeitwort „schaffen“ und das Hauptwort „Schöpfung“. Es drückt das Schöpferisch-Zeugende des germanischen Schicksalsgedankens aus — *ǫ́p* ist altisländisch auch der Name des menschlichen Werkzeuges der Zeugung —. In *ǫ́p* decken sich Wortbedeutung und Begriff ebenso reinlich wie in lateinisch *fatum*, das Wort mit dem lateinisch-verwaltungsmäßigen Schicksalsbegriff. *ǫ́p* ist also einerseits das Geschehene, im weitesten Sinne — in so weiter Ausdehnung nach vorwärts und rückwärts, wie Leben überhaupt gedacht werden kann. Es umfaßt nicht nur das, was ist, oder in jedem Augenblick im Geschehen ist, sondern auch das gewaltige vergangene Leben, aus dem es erwächst, und die für das Denken unfaßliche Summe von Leben und Lebensmöglichkeiten, die es enthält, der es sich auf keine Weise entziehen kann, und wofür

es deswegen die Verantwortung in sich trägt, lebendig wie den Atem. So unermesslich — und so heilig ist das alte Wort. Es war aber andererseits zugleich der Ausdruck für die Schöpfung als Vorgang, nicht nur für das einmal Geschaffene. Denn dieses schied der alte Nordländer nicht vom Lebensvorgang aus — in seinem kräftigen Lebensgefühl fühlte er sich einfach jederzeit mitten in der Schöpfung. Das Wort umfaßte also, wie gesagt, gleich dem deutschen Wort „Schöpfung“, nicht nur das Erzeugnis, das einmal Geschaffene, sondern auch die ständig sich vollziehende Schöpfung, die Leistung, also auch die Zukunft, die ja jederzeit im Schoß der Gegenwart liegt, wie das Kind im Mutterleib.

Doch das Wort *skap* hatte noch eine andere Erstreckung. Es ist ja eigentlich nur die Mehrzahlform des Wortes *skap*, das „Gestalt“, „Form“, und dann „geistige Gestalt, Sinn“ bedeutet. *skap* bedeutet aber auch rein praktisch ein Maß, das einen Inhalt umschließt, und entsprechend im geistigen Bezirk „Maßhaltung“. Beide Wörter werden in ihrer alten Bedeutung noch heute im Isländischen gebraucht. Und eigentlich ist es wohl diese Hinterpforte oder Geheimpforte von *skap*, „Schicksal“, zu *skap*, „Sinn“, die uns die weitesten Aussichten eröffnet und uns instand setzt, den nordischen Schicksalsgedanken in seiner ganzen Wucht zu erfassen. Dieser Zusammenhang lehrt uns auch, daß der nordische Schicksalsgedanke nicht nur eine Kuriosität, ein Stück Altertum ist, sondern daß eine Keimkraft der Wahrheit und nüchternen Klarheit in ihm steckt, und zwar in so hohem Grad, daß es vielleicht selbst in unseren Tagen schwer sein dürfte, einen besseren und gesünderen Maßstab für eine rechte Lebensführung zu finden. Und vor allem sagt er uns dies: Es ist die Beschaffenheit des Sinnes, die Artung des Willens, die hinter allen äußeren Ereignissen steht, nicht nur den willentlichen, sondern auch den unwillentlichen, und sie ist es, die ihnen das Gepräge gibt zu Wachstum oder Welken, zu Leben oder Tod. Letzten Endes handelt es sich im germanischen Schicksalsbegriff also um einen ständigen Gerichtstag in Seele, Sinn und Blut des Menschen, der uns aus den tiefsten Wurzeln des Daseins heraus verkündet, wieweit der Mensch noch zu der Wirksamkeit des auch den Tod umspannenden Lebens dienlich ist, oder ob er als ausgedient und bis zum letzten verbraucht ausgeschieden werden muß, aus dem Schöpfungsprozeß verschwinden muß.

Nach dem nordischen Schicksalsgedanken ist das Schicksal also nicht so sehr draußen zu suchen, sondern drinnen im Menschen. Jeder Mensch, jedes Volk trägt zu jeder Zeit sein Schicksal lebendig und schöpfungsmächtig oder untergangsbereit in sich: die ganze Summe von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zugleich. Schiller hat ein deutliches Gefühl dieses germanisch-nordischen Schicksalsgedankens gehabt, wenn im Wallenstein IIIo dem astrologisch-mechanischen Schicksalsbegriff Wallensteins den schöpferisch-verantwortlichen entgegenstellen läßt: „In Deiner Brust sind Deines Schicksals Sterne.“ Noch klarer kommt das in Hölderlins *Hyperion* zum Ausdruck: „Du wem so laut das Schicksal spricht, der darf auch lauter sprechen mit dem Schicksal.“ Dort ist das Schicksal eine lebendige Stimme in des Menschen Brust ge-

worden, also ein unlöslicher Teil seiner selbst, was genau mit dem nordischen Schicksalsgedanken übereinstimmt. Nur könnten bei seiner weitesten Durchführung der Mensch und das Schicksal kaum auch nur so weit getrennt werden, daß die Zwiesprache mit dem Schicksal etwas anderes sein könnte, als die Zwiesprache mit sich selbst. Wer erst soweit kommt, daß er mit seinem Schicksal wie ein Außenstehender reden kann, von dem muß man sagen: er ist schon auf dem Unheilspfade.

Aber damit, daß der Mensch sein Schicksal in sich trägt, und daß es aus seinem Blut und seinem Sinn zu weiterem Leben gespeist wird, solange Nahrung vorhanden ist, damit wird das Leben des Menschen so verantwortungsvoll — die meisten wird es bei dem Gedanken daran kalt überlaufen. Und das mit Recht. Aber dadurch — und nur dadurch — wird das Menschenleben auch geheiligt, bekommt Ewigkeitswert. So unabwendbar mitten hineingestellt in ein schaffendes Schicksal, mit einer Weltverantwortung auf sich, die im Grunde für jeden einzelnen gleich groß ist, da die Verantwortung schließlich und endlich gemeinsam ist, müßte man verzweifeln, wenn man nicht gleichzeitig sähe und erkannte, welche unermessliche Fähigkeit das Leben besitzt, Gebrochenes zu heilen und Wunden zu schließen, solange kein Gift darin ist. Damals, als der nordische Schicksalsgedanke noch lebendig war, kannte man nämlich den östlichen, etwas sadistischen Begriff der „Sünde“ noch nicht, man kannte nur den „Bruch“, wie aus den Worten „Verbrecher, ein Versprechen ist gebrochen“ usw. hervorgeht.

Als nordischer Mensch muß man der Wirklichkeit ehrlich ins Auge sehen, muß jeder Pflicht genug tun, jedes Versprechen halten, und weder sich selbst noch anderen etwas vormachen. Illusion ist Schande. Eines der wichtigsten Kennzeichen des Häuptlings war es, daß er „offen gegen jedermann war“ (Vilh. Grönbeck), „und nicht zuletzt gegen sich selbst, sich niemals verstellte, sich nichts vorspiegelte. In allem, was er unternahm, selbst in den geheimsten Regungen seiner Seele, war die Kraft und Fülle des Lebens. Starb er mitten in dieser Kraft und Fülle, so starb er nicht wirklich, verschwand nicht aus dem Leben der Nachwelt“. Darum liegt kein persönlicher und enger Ehrgeiz hinter den berühmten Eddaströphen:

Besitz stirbt,
Sippen sterben,
du selbst stirbst wie sie.
Doch Nachruhm
stirbt nimmermehr,
den der Wackre gewinnt.

Besitz stirbt,
Sippen sterben,
du selbst stirbst wie sie.
Eins weiß ich,
das ewig lebt:
Des Toten Tatenruhm.

Dabei ist doch „Tatenruhm“ eine freie und nicht ganz fällige Wiedergabe des nordischen Wortes *dómr*, das genauer mit „Ruf“ wiederzugeben wäre. *Orztír*, „Nachruhm“, und *dómr*, „Beurteilung“, sind hier der Schicksalsfaden, der sich durch die Sippe zieht,

vom Vater zum Sohn. Es ist der unzerrissene Lebensfaden, den nach nordischer Vorstellung nichts von außen Wirkendes, auch keine Todesgöttin, auch kein Tod zerschneiden kann, — den nur Schmach und Schande zerreißen konnten, wenn sie, in den Tiefen des Herzens erzeugt, an die Oberfläche drangen, stark genug, um des Lebens schwellenden Sproß zu knicken oder mit dem Schwamm der Verrottung zu verzehren. Wenn es daher so wichtig war, daß die Ehre nicht starb, dann nicht deswegen, weil Eitelkeit und Hochmut dahinter standen — wenigstens nicht in der Idee —, sondern weil erst damit, und nur damit, die Lebensmöglichkeit erstarb, gerade so sicher, wie die Pflanze keine Blüten treiben kann, wenn der Herzsproß ausgebrochen ist.

Und damit wäre eigentlich gesagt, was zu sagen war. Wie Sie gesehen haben werden, umspannte der nordische Schicksalsbegriff alles Geschaffene und, was den Menschen betrifft, nichts Geringeres als Leib und Seele und das Leben in allen seinen Formen und in seiner ganzen Erstreckung. Also auch alle seine Möglichkeiten, angefangen vom reinen und herrlichen Leben bis zu schmutzigem und schändlichem Untergang. Und die Schale, die in jedem Einzelfall die ganze Summe eines Menschenlebens enthielt, der Trank, den

die Nornen aus dem Quell des Lebens hineinfüllten, und der Zeuge, wie er das Wasser des Lebens gehütet und bewahrt hatte — all dies war sein eigenes Herz. Es war der heilige Gral, den jeder edle Mensch sein ganzes Leben lang sucht, aber erst im Tode findet — in einem Tode, an dem keine Schmach haftet. Denn nur ein Tod in Ehren, d. h. ein Tod in Hingabe an den wahren Dienst des Lebens, nur ein solcher Tod ist ein Tod zum Leben. In einer solchen Betrachtung fallen Moral und Lebensnotwendigkeit, Ethik und äußeres Handeln zusammen zu einem unlösbaren Ganzen. Wirklich unlösbar. Daher wird der Anteil jedes einzelnen am Leben so wichtig und schicksalschwer. Darum wird die rechte Lebensführung zum Schwerpunkt in dem Schöpfungsakt, der zu jeder Zeit vor sich geht. Darum wird die Verantwortung jedes einzelnen so groß, ja sie kann entscheidend werden.

Dies war einst nordisches Lebensideal. So edel und zugleich nüchtern und doch wieder allumfassend hat es sich geäußert. Es lockte nicht mit einem Leben in den Fernen. Es sagte: Dies hier ist das Leben — Du stehst mitten darin. Du stehst mitten in dem, was war und ist und sein wird. Du stehst mitten darin in der Schöpfung, und die Ewigkeit umgibt dich. Handle danach!

Herbert Georg Göpfert **Paul Ernst.**

Zum 70. Geburtstag (7. März 1936) des im Jahre 1933 verstorbenen Dichters und Denkers.

Immer wieder zwingt uns der nach der äußeren Beendigung der nationalsozialistischen Revolution begonnene innere Neubau unseres Volkes, Ausschau zu halten nach den Männern und Geistern, die auf diesem inneren Gebiet mit Führer sein können. Denn wir wissen, daß wir diesen inneren Neubau mit der gleichen Leidenschaft beginnen und durchführen müssen, wie sie die politischen Vorkämpfer des neuen Reichs lange Jahre hindurch beseelt hat und noch beseelt. Politische, soziale und wirtschaftliche Einheit und Größe eines Volkes aber erfordert notwendigerweise eine gleiche Einheitlichkeit und Zielbewußtheit des kulturellen Wollens. Von den Dichtern der alten naturalistischen Generation ist Paul Ernst ein solcher, dessen Persönlichkeit und Werk hier zu immer stärkerer, entscheidender Bedeutung gelangt ist.

Dabei ist es seltsam: Kein Dichter war enger den sozialistisch-naturalistischen Bestrebungen verhaftet als Paul Ernst; aber keiner war ihnen im Grunde wesensfremder als er. Seit dem Erscheinen seines Lebensberichtes, der „Jugenderinnerungen“ und der „Jünglingsjahre“, liegt die geistige und künstlerische Entwicklung seiner entscheidenden Jahre klar vor uns¹.

¹ Vgl. hierzu die Broschüre von Adolf Potthoff, „Paul Ernst, Leben und Werk“. Verlag A. Langen / G. Müller, München.

Aus den einfachen, natürlichen Verhältnissen einer Bergmannsfamilie in einem Städtchen am Harz nach Berlin verpflanzt (Paul Ernst ist 1866 geboren), gerät der junge Theologiestudent mitten in das politische und literarische Getriebe der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts.

Das Erlebnis der Großstadt, des Arbeiterelends, der Sinnlosigkeit des Zeitalters der fortschreitenden Mechanisierung und hohlen Zivilisierung rüttelt ihn auf. Er unterdrückt seine dichterischen Neigungen, reißt sein Leben aus den Bahnen eines normalen Verlaufs heraus und wendet sich der neuen aufstrebenden sozialistischen Partei zu, aus dem einzigen Drang, zu wirken. Jahre steht er als fruchtbarer und weitgeschätzter Publizist im Dienste dieser Partei. Nie ist er aber dabei nur der engen Parteidoktrin verpflichtet, stets geht sein Streben auf Erfassung der allgemeinen Lebensvorgänge. Es ist die schwerste Zeit seines Lebens, da er glaubt, in unablässiger, verzweifelter Forschungsarbeit mit dem Verstand dem Leben seinen Sinn abringen zu können.

Doch Erfahrungen im Parteileben und unermüdliches Studium der volkswirtschaftlichen und politischen Vorgänge lassen ihn an der Richtigkeit des demokratischen Prinzips als solchem irre werden. Und bald muß er auch anerkennen, daß der Sozialismus marxistischen Gepräges über das „Letzte Menschliche“, „auf

das es doch allein ankomme“, nichts auszusagen vermag, da er seine Abstraktion „bloß auf das rein Wirtschaftliche“ macht. Ernst nimmt damit im Geistigen die Entwicklung voraus, die im Politischen unser Erlebnis der letzten Jahre war. So löst er sich von der Partei und lernt in weiterer z. T. praktischer Arbeit auf verschiedenen Lebensgebieten, sowohl der Landwirtschaft wie der Kommunalverwaltung, die inneren Zusammenhänge aller der einzelnen Betätigungsfelder begreifen. Immer stärker tritt nun der erhaltende Zug seines Wesens hervor; und nach einer schweren Erschütterung seiner ganzen Existenz wird er als Dreißigjähriger gewahr, daß sein Leben auf falschem Gleise lief, daß sein wahrer Beruf der des Dichters sei.

Am Ende dieser Periode seines Lebens und zugleich die neue bestimmend, steht die entscheidende Erkenntnis, daß der Mensch nicht für ein Wissen lebe, sondern für einen Glauben. Damit ist die vordichterische Zeit seines Wirkens und die nur intellektualistische Einstellung zum Leben liquidiert. Der Abkehr vom positivistischen Rationalismus folgt die Hinwendung zu einer tieferen Erfassung der Welt aus dem Sittlichen. Für Ernst beginnt damit das Ringen um seinen Glauben. Er ringt mit aller Ehrlichkeit und Verzweiflung, wie sie dem deutschen Wesen zukommt, und mit jener Männlichkeit und Strenge, wie sie vor allem ihn selbst kennzeichnet. Von nun an gilt auch für ihn, wie überhaupt für jeden echten Dichter das Goethesche Wort, daß seine Werke nur Bruchstücke einer großen Konfession sind. Nichts kann er in seinem Dichtertum mit jenen literarischen Kreisen gemein haben, die gerade um die Jahrhundertwende bei uns herrschend waren. Er weiß, daß der Dichter von Gott die Aufgabe bekommen hat, sein Volk, aus dem und in dem er allein leben kann, gerade in Zeiten innerer und auch äußerer Not zu einem höheren Leben zu führen. Er weiß, daß er dem ganzen Volk, sofern es ihn nur hören will, verständlich sein muß, daß er in seinem Werk dem Volk von den ewigen Wahrheiten künden muß, die allein das Leben lebenswert machen.

Im dichterischen Bezirk zeigt sich dieses Ringen zunächst als ein Ringen um die Tragödie². Es mußte erst von Ernst wieder die Erkenntnis gewonnen werden, daß alle tragische Kunst „religiöse“ Kunst ist. Damals ist er noch überschattet von dem großen Aufwähler und Umwerter einer fast steril gewordenen Epoche, von Friedrich Nietzsche, dessen Axiom vom Werte der Starken und Unwert der Schwachen er ethisch umfärbt in einer Wertung höherer und niederer Menschen. Von frühen naturalistischen Versuchen (1898) führt die Reihe seiner Tragödien über „Demetrios“ (1905), „Gold“, „Canossa“ bis zu „Brunnhild“ (1909). Hier hat der Dichter die Tragödie geschaffen, die er erstrebte. Aus den Urelementen des Stoffes ist ein fast schon im mythischen Bereich geschehendes Drama von hoher Formvollendung, Klarheit und sprachlicher Zucht geschaffen, das einen hohen Platz in der tragischen Literatur unseres Volkes einnimmt. Hier ist der Mensch (Brunnhild) zu seinem höchsten Sein gesteigert. Aber die Verabsolutierung seines inneren ihm aufgegebenen Wesens

in dieser „Welt der Bedürftigkeit“ bezahlt er — und das ist sein höchster Triumph — mit dem Leben. Im Gegensatz zur naturalistischen und neuromantischen Dramatik, die der technischen Bühnennittel und des komödiantischen Milieus bedurfte, sind Ernsts Dramen nur auf das dichterische Wort gestellt. Sie benötigen daher auch für ihre Verkörperung eine „wortgerechte“ Bühne und Inszenierung.

Doch der mit höchster ethischer Weihe versehene Individualismus ist nur der Anfang von Ernsts dichterischer Entwicklung. Nach Abschluß dieses Dramas kommt ihm das Erlebnis, daß Sittlichkeit wohl das Höchste sei, was Menschen für sich erreichen können, daß es aber Höheres gebe als den Menschen, nämlich Gott, und Höheres als Sittlichkeit — Religion. Die bezeichnende Station in seiner Dramatik ist hierfür das Gnadendrama „Ariadne auf Naxos“ (1912), in dem das Versagen des tragischen Helden Theseus in einer metatragischen Welt sich offenbart. Der tragische Mensch erlebt hier, wie man einmal gesagt hat, sein „Damaskus der Persönlichkeit“.

Dem Dichter ist eine neue Welt erschlossen. Er ist nicht mehr gefangen in der engen Sicht einer nur auf das menschliche Ethos bezogenen Welt, auch der Mensch erscheint ihm jetzt erst als Mittel zu verborgenen göttlichen Zwecken, und die Welt wird dem Dichter frei, leicht und vielgestaltig. Jetzt beginnt erst die reichste Schaffensperiode seines Lebens. Anregungen, die er in Reisen und Studien — Ernst war einer der besten Kenner ausländischer Literaturen — früher schon aufgenommen, werden jetzt fruchtbar. Hatte ihn schon früh die Novelle und ihre theoretische Erfassung beschäftigt, so erscheint nun in rascher Folge eine große Zahl von Novellenbänden, unerhört reich und vielgestaltig. Es erscheinen auch seine Schauspiele „Manfred und Beatrice“, „Kassandra“, „Kord“ und „Preußengeist“. Der Grundgedanke dieses letztgenannten Dramas, das mit großer Wucht die Tiefe des Kette-Erlebnisses in der Jugend Friedrichs des Großen ausschöpft, ist die Opferbereitschaft aller eigenen Wünsche, alles Glücks, ja selbst des Lebens für das Volk, wenn die Notwendigkeit es erfordert. Denn erst wenn man bereit ist, sein Leben zu opfern, bekommt dieses Leben seinen wahren Wert. Neben den Tragödien und Schauspielen stehen ferner eine große Reihe von Lustspielen (u. a. „Der Gulla“, „Der heilige Crispin“, „Pantolon und seine Söhne“), die von einer so überlegen weisen, heiteren Weltbetrachtung zeugen, wie sie in Deutschland, das an wahren Komödien arm ist, selten ist.

Daneben erwachsen dem Dichter in steter Auseinandersetzung mit den Verhältnissen der Gegenwart und in unablässigem tiefdringenden Erforschen der Zustände vergangener Zeiten seine leidenschaftlichen ästhetisch-theoretischen und kulturkritischen Werke. Diese Bücher bringen weit mehr als die unverbindliche Weltanschauung eines fernen Dichters, sie zeigen vielmehr die enge Verbindung der Dichtung mit allen anderen Lebensgebieten auf; sie wollen dem Volke heute wieder begreiflich machen, was Dichtung im Leben der Völker eigentlich bedeutet; sie gehen den Ursachen des deutschen Niedergangs nach; sie messen die Welt unserer Kultur an höchsten Maßstäben, wie sie aus anderen Kulturen, vor allem der antiken, gewonnen werden. Sie

² Vgl. S. G. Göpfert, „Paul Ernst und die Tragödie“. Eichblatt-Verlag, Leipzig, 1933.

weisen zugleich den Weg zu den wahren Quellen völkischen Lebens und versuchen eine neue Gläubigkeit zu künden.

Die tieferdringende Auseinandersetzung mit dem Sozialismus marxistischen Gepräges, das große politische Thema unserer Tage, nimmt in diesen Büchern Ernsts viel Raum ein. Er war dazu berufen, schon während der Revolution 1918 den „Zusammenbruch des Marxismus“ zu erkennen. Bezeichnend ist, daß dieses eben genannte Buch in der neuen Auflage den ins Positive gewendeten Titel „Grundlagen der neuen Gesellschaft trägt“.

Ernst ist auch einer der unbarmherzigsten Kritiker des verfallenden Bürgertums unserer, richtiger: der eben vergangenen Zeit. Daß dieses Bürgertum, die Grundlage unseres gesamten öffentlichen und zum Teil auch kulturellen Lebens der Vorkriegszeit, auf tönernen Füßen stand, mußte er schon früh erleben. Schon 1903 weist er um den inneren Zusammenbruch unserer Kultur, denn schon damals kann er den „Wiederaufbau unseres Volkes“ (man lasse diesen jetzt allzuhäufig gebrauchten Ausdruck einmal wie zum erstenmal auf sich wirken!) fordern — in einer Zeit, die kultursicher und selig war, wie kaum eine andere zuvor. Überall aber verknüpft sich ihm sein Problem mit den Aufgaben der Dichtung. Denn Dichtung ist ihm eine „große Brücke“ zwischen Diesseits und Jenseits. Ohne wahre Dichter lebt ein Volk im Dunkeln. Um Dinge der Dichtung — vor allem der dichterischen Form — geht es in den frühen Büchern „Der Weg zur Form“ und „Ein Credo“.

Ist die bürgerliche Pseudokultur nur eine Zeretzungserscheinung, so muß unser Wille hinführen zu den Gegebenheiten wirklichen Lebens, muß die einfachen großen Lebensstatsachen, Geburt und Tod, Ehe, Vaterschaft und Kindschaft, Gemeinde, Heimat, Volk sich mit heiliger Nüchternheit wieder erobern. Das ist nicht Reaktion, eher eine geistige Revolution.

Solche Ideen sind ferner auch die geistigen Motoren der „Erdachten Gespräche“, die ebenfalls der Gruppe der theoretischen Schriften zuzurechnen sind. Hier stehen Menschen aller Zeiten und Lebensgebiete in scharfer Antithetik einander gegenüber: Alexander und Diogenes, Goethe und ein Literarhistoriker, Luther und Melanchthon, Kant und eine junge Mutter, ein König und ein Revolutionär, — und in vielfältiger Beleuchtung geht es immer um dasselbe Thema, das des wirklichen Lebens. —

Der Ausgang des Krieges trifft den Dichter schwer. Aber seine männlich-starke Kraft zerbricht vor diesem Geschehen nicht, wie die mancher anderer. Er sucht auch nicht in einsamer Weltflucht seinen eigenen Wünschen zu leben. Gerade jetzt weiß er, daß er als Dichter für sein Volk da sein muß. Und so gibt ihm diese schwere Leidenszeit die Kraft zu dem größten Werk

² Die wichtigsten politischen Aufsätze des Dichters sind in dem soeben erschienenen billigen Band „Verfall und Neuordnung“ (wie alle Werke Paul Ernsts bei Albert Langen / Georg Müller, München) gesammelt. Verwiesen sei auch auf einige Schulausgaben Ernstischer Werke in der „Deutschen Folge“ des gleichen Verlags.

³ Eine gute billige Auswahl aus diesem Buch in der „Kleinen Bücherei“ (Preis 0,80 RM.) bei A. Langen / G. Müller, München.

seines Lebens. In dem Jahrzehnt nach dem Krieg schenkt er in ungeheurer Arbeitsleistung dem deutschen Volk sein sechsbändiges monumentales Epos „Das Kaiserbuch“, das in der Gegenwart seinesgleichen nicht hat. Er gestaltet darin die deutsche Kaiserzeit von etwa 950 bis 1250, die ihm als die Manifestation der dem deutschen Volk aufgegebenen Ideen erscheint. Er sucht dabei weniger eine Rechtfertigung oder Ablehnung dieser oder jener Politik zu geben, sondern fragt nach den unvergänglichen seelischen Werten des Seldentums, der Gläubigkeit, die sich in jener Zeit verkörperten. Das Buch enthält vor allem eine dichterische Darstellung aller Lebensbezüge und Lebensgebiete deutschen Wesens und deutscher arbeitender Menschen, es ist weiterhin durchsetzt mit vielen Legenden, Märgen und Sagen, die dem historischen Geschehen jeweils eine Deutung von überhistorischer Gültigkeit geben. Dieses Buch ist in einem tiefen Sinne zeitnah wie wenige. Indem es vom deutschen „ersten Reich“ kündet, trägt es die lebendige deutsche Idee als einen Funken hinüber in die Gegenwart und weist in seinem Glauben an die göttliche Sendung des deutschen Volkes unserem Geschlecht seine Aufgabe zu. Ernst weiß dabei, daß „die Aufgaben, welche den großen Fürsten der damaligen Zeit gestellt worden sind und die sie in ihrer großen Weise gelöst haben, die Aufgaben sind, die unserem Volk immer wieder gestellt werden“.

Aber schon dieses Buch war nur möglich durch Besinnung auf die Grundtatsachen und Grundordnungen des menschlichen Lebens und des deutschen zumal, wie vor allem durch eine wahre innerliche Gläubigkeit. Sein religiöses Bekenntnis gibt Ernst in dem kleinen Epos „Der Heiland“, das in engem Anschluß an die Evangelien das Leben und Sterben Jesu erzählt, unserem Volke dabei von der Gnade des großen Leidens kündend. Es steht den beiden anderen niedersächsischen Messiasen, dem Heliand und Klopstocks Messias zur Seite.

Der letzte Roman schließlich, „Das Glück von Lautenthal“ — wie der gleichzeitige Gedichtband „Beten und Arbeiten“ — zeigt den Dichter ganz auf der freien Höhe seiner geläuterten Weltansicht. Zwar klingt auch hier der Ton des Tragischen an, aber er wird übertönt von den freudigen Akkorden einer frommgläubigen Zeiterkeit. In schlichter Sprache, einfach und natürlich wird von großen und kleinen Dingen und Menschen in ihrem gott- und erdgebundenen Sein erzählt. Wie ein liebliches Märchen mutet die Fabel von dem Fräulein von Glück an, wie ein echtes Volksbuch klingt die Dichtung aus. —

Die auf der Ungebundenheit der Menschennatur sich gründende letzte Epoche hat sich selbst zerstört. Erst der sich den wahren Bindungen des Lebens unterstellende Mensch kann zu einem wirklichen Leben kommen. Als Gebundener erlebt er seine Freiheit. Erst jetzt erkennt er auch, was Volk und Nation wirklich sind, wie sie auch das Leben jedes einzelnen entscheidend bestimmen. Das ist der neue Geist, der nunmehr auch in der Dichtung bei uns gesiegt hat. Paul Ernst ist einer seiner ersten Propheten.

⁴ Eine billige dreibändige Volksausgabe (auf Subskription) ist seit Ende 1935 im Erscheinen.

Versuch einer Erläuterung der Nürnberger Rassengesetze.

Reichsbürger ist nur der Staatsangehörige deutschen oder artverwandten Blutes . . .“
„Der Reichsbürger ist der alleinige Träger der vollen politischen Rechte . . .“

„Eheschließungen zwischen Juden und Staatsangehörigen deutschen oder artverwandten Blutes sind verboten.“

„Trotzdem geschlossene Ehen sind nichtig . . .“

„Außerehelicher Verkehr zwischen Juden und Staatsangehörigen deutschen oder artverwandten Blutes ist verboten.“

„Wer den Verboten . . . zuwiderhandelt, wird mit Zuchthaus bestraft . . .“

(Aus § 2, Abs. 1 und 3 des Reichsbürgergesetzes vom 15. 9. 35 bzw. § 1, Abs. 1, § 2 und § 5, Abs. 1 und 2 des Gesetzes zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre vom 15. 9. 35.)

Geist und Wirkung dieser Gesetze bedeuten eine vollkommene Wende für Deutschland.

Die Gesetze sind eine große und mutige Tat. Ein mächtiges Volk im Herzen Europas wagt zum ersten Male in größtem Maßstabe die Anwendung schwer erungener, aber klarer wissenschaftlicher Erkenntnisse auf das Leben der Nation. Und dieses Wagnis wird dem ewigen Fortbestande dieses Volkes eine noch größere Gewißheit geben. Eugen Fischer sagte, um die tiefe Berechtigung dieser neuen gesetzlichen Bestimmungen darzutun, in seiner Begrüßungsrede vor dem internationalen Kongreß für Bevölkerungswissenschaft (20. 8. 35): „Es ist das Recht und die heilige Pflicht eines jeden Volkes, seinen völkischen Bestand in seiner Rassigkeit so zu halten, wie er zu Urväterzeiten war, wie er in seiner Besonderheit seine eigene Kultur geschaffen, die er nur in seiner Reinheit und Unveränderlichkeit weiter schaffen kann.“

1. Der sichere Besitz an biologischen Erkenntnissen.

Die vom Marxismus immer wieder bis zum Überdruß gepredigte Zwecklüge, daß „Alles, was Menschenantlitz trägt“, „gleich“ sei, ist von der Wahrheit in so ungeheurem Maße verschieden, wie jene andere Lehre in ihrer früher landläufigen marxistischen Ausdeutung gefährlich ist, die vorgibt, daß „vor Gott alle Menschen gleich“ seien.

Wahr ist vielmehr, daß schon von Geburt kaum ein Mensch dem anderen völlig gleich, daß zwar die Menschen ein und derselben Rasse sich recht nahe stehen, daß dafür aber diese Rassen untereinander oft

¹ Zitiert nach Stuckart; vgl. den Schluß vorliegenden Aufsatzes (3).

die stärksten Unterschiede zeigen und daß die fast immer aus mehreren Rassen zusammengesetzten Völker je nach Art und Mengenverhältnis der sie aufbauenden Rassen in ungeheurer verschiedener Weise fühlen, denken und handeln und damit der Welt gegenüberüberstehen.

Diese gewaltigen Unterschiede beschränken sich — und das ist das Entscheidende — nicht etwa auf das Körperliche, das äußere Bild, sondern sie reichen tatsächlich, wie man bei offenen Augen auf Schritt und Tritt feststellen kann, bis tief an die Wurzeln des geistigen und seelischen Wesens hinunter. Sie bedingen ganz verschiedene Weltanschauungen: Blutsunterschiede sind Wesensunterschiede!

Und noch eine weitere sichere Erkenntnis liegt heute unanfechtbar vor: die Bluts- und Wesensunterschiede der Völker sind erblich und unterliegen allen Gesetzen der biologischen Erblehre. Dadurch erhalten sie erst ihre volle Tragweite.

Man weiß ferner, daß sechs Menschenrassen die europäischen Völker zusammensetzen (geringfügige Ausnahmen lassen wir unbeachtet). Diese sechs Rassen sind, nach dem philologischen Ausdruck, alle „arisch“ und bauen insbesondere auch unser deutsches Volk auf. Sie sind unter sich in der Form, wie sie heute im europäischen Raume zusammenleben, näher verwandt; wir wollen sie, soweit sie Bausteine des deutschen Volkes sind, die „arisch-deutsche Rassenfamilie“ nennen. Nach einer Schätzung Steches² sollen sie ungefähr auf folgende Art unser Volk zusammensetzen:

| | |
|---|------|
| Nordische Rasse | 50% |
| Ostische Rasse | 20% |
| Dinarische Rasse | 15% |
| Ostbaltische Rasse | 8% |
| Fälische Rasse | 5% |
| Westische Rasse (auch: mittelländische) | 2% |
| Gesamtblut des deutschen Volkes | 100% |

Nicht so darf das verstanden werden, als wären etwa unter 100 Deutschen 50 reinträssig nordische, 20 reinträssig ostische zu finden und so fort; nordisches Blut haben wir zwar wohl alle mehr oder weniger in unseren Adern. Beim einen wiegt dann aber das eine, beim anderen ein anderes Blut vor. Auch je nach der einzelnen Landschaft herrscht hier dieses, dort jenes Blut deutlicher.

Diese sechs Rassen sind nun, obwohl sie Gemeinsames² Steche, O., Lehrbuch der Rassenkunde usw., 2. Aufl., Leipzig, 1933.

besitzen, doch sowohl körperlich als auch seelisch recht stark voneinander verschieden.

Es ist daher für den Gesamtcharakter eines Volkes nicht gleichgültig, ob durch die Millionen seiner Herzen mehr nordisches oder mehr ostisches oder mehr Blut einer anderen Art fließt, und welches Blut vorwiegt. — Alles Sehen, fühlen, Denken, Wollen und Handeln eines jeden Volkes, mithin seine ganze Kultur und Geschichte, erweisen sich als weitgehend bedingt durch seine rassische Zusammensetzung.

Das deutsche Volk ist nicht nur durch die große Lebendigkeit der nordischen Rasse, sondern auch durch ihr Vorwiegen der Blutmenge nach durchaus nordisch bestimmt. Daneben ist das nordische Erbe auch gleichsam der Kitt, der die anderen Rassen zusammenhält und sie zu einem einheitlichen Volke macht.

Die übrigen bedeutenden europäischen Völker setzen sich (von ihrer Durchdringung mit Juden, Zigeunern, Negern und anderen abgesehen), aus denselben sechs Rassen zusammen, wie unser deutsches Volk, sind also „artverwandten Blutes“. (So heißt diese Tatsache in den Nürnberger Gesetzen.)

Ihr wesentlicher Unterschied gegenüber dem deutschen Volke besteht darin, daß das Blut dieser sechs Rassen bei ihnen in anderen mengenmäßigen Anteilen gemischt ist, daß also z. B. anstatt des nordischen etwa das ostische oder das westische Blut vorwiegt; dabei sind in der Regel auch die anderen Rassen in anderem Maße an der Zusammensetzung beteiligt.

Da die einzelnen Rassen in ihrem seelischen Verhalten doch recht verschieden sind, ergeben sich daraus natürlich sehr beachtliche Unterschiede im Gesamtbild der einzelnen Völker.

Uns am meisten „artverwandten Blutes“ sind natürlich jene, bei denen, ebenso wie bei uns, das nordische Erbe vorwiegt, also z. B. die Engländer, Dänen, Schweden, Norweger und andere. — Aber auch Franzosen, Polen, Italiener sind, weil sich auch ihre Völker aus den sechs arischen europäischen Grundrassen aufbauen, mit uns „artverwandt“.

Die genaue Kenntnis der einzelnen Rassen also, ferner das sichere Wissen darüber, daß die Rassenbesonderheiten auch das Seelische zutiefst bedingen, dazu die Tatsache, daß die europäischen Völker aus den gleichen sechs Grundrassen aufgebaut und also untereinander mehr oder weniger „blutsverwandt“ sind, wobei sie voneinander unterschieden werden können durch die jeweils mengenmäßig verschiedene Zusammensetzung ihres Gesamtblutes aus den sechs Rassen sowie schließlich die sichere Erkenntnis über die unveränderliche Erbllichkeit der Rassenbesonderheiten von Geschlecht zu Geschlecht, durch die Jahrtausende hin, bilden die biologische Grundlage der Nürnberger Gesetze. — Dazu kommen dann noch die entsprechenden, das jüdische Volk betreffenden Feststellungen.

2. Die bisherige Lage.

Reichsbürger- und Blutschutzgesetz sind geschaffen worden, weil die Gesetzgeber „durchdrungen waren von der Erkenntnis, daß die Reinheit des deutschen

Blutes die Voraussetzung für den Fortbestand des deutschen Volkes ist und beseelt von dem unbeugbaren Willen, die deutsche Nation für alle Zukunft zu sichern“. (Einleitung zur Gesetzesverkündung.)

Das deutsche Volk hat eine langjährige, durch Juden ausgeübte kulturelle Fremdherrschaft hinter sich, die es erst während der jüngstvergangenen Jahre unter der Führung der nationalsozialistischen Weltanschauung abzuschütteln vermochte und deren letzte Verteidigungsstellungen nun in allerneuester Zeit durch die Nürnberger Gesetze endgültig ausgeräumt wurden.

Die Juden sind nicht etwa eine einzelne Rasse, sondern sie sind ein aus zahlreichen Rassen zusammengesetztes, regelrechtes Volk. — Diese Feststellung ist wichtig².

Das jüdische Volk unterscheidet sich von unserem deutschen Volke und auch den übrigen europäischen Völkern in seinem tiefsten Wesen und in allen seinen Lebensäußerungen dadurch so ungeheuer, daß es als Hauptbestandteile zwei Rassen in sich birgt, welche in unserer europäischen Rassenfamilie nicht vorkommen und dieser in jeder Hinsicht vollkommen fremd, andersartig, im Tiefsten unterschieden, gegenüberstehen: die vorderasiatische und die orientalische Rasse. — Zwischen nordisch und vorderasiatisch besteht vielleicht der schärfste überhaupt denkbare Rassen Gegensatz, eine ewig unüberbrückbare Kluft, eine gegenseitig restlose Ablehnung infolge gänzlicher Wesensverschiedenheit und Fremdheit. — Auch der trennende Abgrund zwischen orientalisches und fälisch z. B. ist geradezu unheimlich.

Ähnlich liegen die Dinge auch zwischen den übrigen europäischen Rassen und den beiden Hauptrassen des jüdischen Volkes. Gegenseitige schärfste Ablehnung erscheint hier in allem ganz selbstverständlich.

Diese Gegensätze erstrecken sich mit Notwendigkeit bis in die einfachsten Lebensregungen hinein. In diesem Zwiste, der so alt ist wie die Berührung der gegensätzlichen Rassen überhaupt, vor allem des Nordischen mit dem Vorderasiatischen, kann niemand an „Angleichung“ oder „Verschmelzung“ glauben. Oder eben nur der kann es, der in gänzlicher und völlig hoffnungsloser Unkenntnis alles Naturgesetlichen lebt.

Das jüdische Volk hat sich nie und nirgends in Deutschland taktvoll zurückgehalten, wie es fremden Gästen zugekommen wäre.

Wer noch eines Beweises für den innersten Wesensgegensatz zwischen jüdischem und deutschem Volke bedürfte, sollte sich überlegen, wie es möglich war, daß in den Zeiten der tiefsten Erniedrigung Deutschlands, nach 1918 bis vor wenigen Jahren, gerade das jüdische Volk im deutschen Gebiete die höchsten Triumphe feierte und alles an sich riß.

Und die Gegensätze liegen im Tiefsten begründet: es ist das Blut, das Erbgut, das den Unterschied ausmacht. Das gesamte Weltgefühl des Juden ist grundanders als das unsere. — Demgemäß

² Günther, S. J. K., Rassenkunde des jüdischen Volkes, 5.—7. Tausend, München.

muß auch jede seiner Leistungen, wenn sie auch nur wenig über seine engste persönliche Umgebung hinaus sichtbar wird, in unserem Volke und in unserer Kultur fremd und störend wirken.

Schon rein äußerlich hat das Vorhandensein und die Tätigkeit der Juden in Deutschland in den unheilvollen Nachkriegsjahren wie ja auch schon früher so überaus starke Verwirrungen in unserem Volksleben und in unserer Kultur hervorgerufen. — Was für eine riesenhafte Gefahr mußte sich demnach für die Zukunft unseres Volkes erst aus dem Versuche des jüdischen Blutes ergeben, in den Erbbestand seiner Gastgeber einzudringen! — Und dieser Versuch ist gemacht worden. — Die nachfolgende, von Steche⁴ gegebene Aufstellung führt seine Ergebnisse während sieben gefährlichen Jahren auf:

In Deutschland wurden geschlossen:

| Jahr | Rein jüdische Ehen | Mischehen | % |
|------|--------------------|-----------|----|
| 1920 | 7497 | 2211 | 30 |
| 1921 | 5817 | 1890 | 34 |
| 1922 | 5025 | 2038 | 40 |
| 1923 | 4833 | 2008 | 42 |
| 1924 | 3310 | 1547 | 47 |
| 1925 | 2904 | 1413 | 49 |
| 1926 | 2656 | 1315 | 50 |

Entscheidend ist hier nicht etwa die Zahl der jährlichen Eheschließungen überhaupt (sie sank allgemein), sondern das unverhältnismäßig starke und stetige Anwachsen der Prozentzahlen für die Mischehe gegenüber der rein jüdischen Ehe, eben jener Mischehe, durch welche jüdisches Blut in den Erbbestand des deutschen Volkes eindringt. Der durch die obige Tafel dargestellten Entwicklung ist nun in den Nürnberger Gesetzen eine Schutzmauer entgegengestellt worden, die standhalten wird.

Auch gegen eine weitere, ähnliche Gefahr für die Reinheit unseres Blutes, die sich vielleicht schon in wenigen Jahrzehnten deutlicher sichtbar an unserer Westgrenze erheben wird, ist in den Gesetzen bereits eine Abwehrvorbereitung getroffen: Frankreich hält heute schwarze Regimente auf seinem europäischen Boden, in Marseille und in Paris leben ständig Tausende von Negern, die sich im Besitze der französischen Staatsbürgerrechte befinden, und in der französischen Regierung arbeitet ein Neger als Staatssekretär. Zahllose Mischlinge leben bereits innerhalb der europäischen Staatsgrenzen unseres westlichen Nachbarn. — Frankreich läßt damit eine ungeheure Verantwortung vor Europa auf sich! — (Vgl. die erste Verordnung zur Ausführung des Blutschutzgesetzes vom 14. November 1935, § 6 und 7.) Es geht in diesen Dingen, von denen die jüdische Ehestatistik und die gefährliche Entwicklung in Frankreich nur Einzelfälle sind, wirklich um den höchsten irdischen Besitz unseres Volkes. Man hat Beispiele, wo tüchtige Völker reinen Blutes für verlorenes Land sich

neues eroberten: jene anderen Beispiele aber, in denen Völker ihre Blutrreinheit nicht bewahrten, endeten alle mit ihrem Zerabsinken zu Sclotenvölkern und mit ihrem Untergange.

3. Die Gesetze.

Reichsbürgergesetz und Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre sind beide auf das selbe Ziel gerichtet und bilden miteinander eine untrennbare Einheit.

Das Blut, das Erbgut, die Rasse, färben Weltbild und Weltgefühl eines jeden Menschen durchaus eigenartig. — Menschen derselben Rasse fühlen sich im Tiefsten verwandt, sie „verstehen“ sich. Die sechs Rassen unserer arisch-deutschen Rassenfamilie besitzen im Grunde viel Gemeinsames, trotz ihrer inneren und äußeren Verschiedenheiten.

Soll der politische Aufbau, soll der Staat einen klaren Stil besitzen, so muß er ganz aus dem Lebensgefühl der ihn tragenden Rassenfamilie heraus aufgebaut sein. — Darüber hinaus muß er auch bedingungslos freigemacht und freigehalten werden von allen Einflüssen, die aus einer fremden Seelenhaltung, weil aus fremdem Blute stammen.

Also ist die Reichsbürgerschaft allein den sechs arischen europäischen Grundrassen vorbehalten. Dabei ist die blutmäßige Eignung entscheidend, nicht die früher etwa andere Staatsangehörigkeit. Es kann also z. B. auch ein Schweizer oder ein Schwede Reichsbürger werden, sofern er nur dem Blute der sechs Hauptassen unseres Volkes angehört und dazu noch den Willen hat, „dem deutschen Volke und Reiche in Treue zu dienen“.

Blut, Erbgut ist Schicksal, d. h. der Mensch empfängt es von seinen Ahnen. Er hat es von Geburt und vermag durch seinen freien Willen zeit seines Lebens weder etwas hinzuzutun noch etwas Wesentliches wegzunehmen.

Man wird also in gewissem Sinne als Deutscher geboren. Auf das Blut gründen sich nunmehr die politischen Rechte des Deutschen. Sie sind damit der schwankenden Willkür menschlicher Zeitmeinungen entrückt und ruhen auf dem unerschütterlichen und ewigen Grunde der Natur. Das ist eine außerordentliche Bürgerschaft für die Beständigkeit und Dauer unseres Staates.

Der „gute Wille“ zum Staate ist zwar auch für jeden Menschen deutschen Blutes notwendig, damit er vollwertiger und brauchbarer Reichsbürger werde. Dieser gute Wille wird als unerläßlich in den Gesetzen auch ausdrücklich betont. — Hier hat das Sittliche seine volle Bedeutung und Berechtigung behalten, — uneingeschränkt.

Dieser gute Wille wird aber völlig sinnlos, wenn sein Träger eine solche Fremdheit der Rasse gegenüber dem Staatsvolke und dadurch eine solche vollkommen andere Richtung seines gesamten Lebens aufweist, daß dieser (hier schlechte!) Wille zwar einen Zwang auszuüben, den betreffenden Menschen fremden Blutes aber niemals im Sinne des

⁴ Steche, O., l. c., Seite 75.

Staates innerlich zu wenden vermag. — Unter einem solchen widernatürlichen Zwange leben, bedeutet an sich schon einen Frankhaften, geradezu staatsgefährlichen Zustand. Und auf die Dauer vermag der Wille doch trotz allem die von der Natur gegebenen blutsmäßigen Anlagen in nichts zu ändern. Hier nützt weder Taufe noch ein vor 1933 erworbener Staatsbürgerbrief.

Bei dieser Sachlage erscheint z. B. das Zeigen der deutschen Reichsfarben durch Juden als unehrenhafte Tarnung und ist daher durch das Gesetz verboten worden. Nicht verboten ist es dem jüdischen Volke indessen (sondern sogar unter staatlichen Schutz gestellt), seiner inneren Wesensrichtung durch Zeigen der jüdischen Farben auch nach außen hin ehrlichen Ausdruck zu verleihen.

Die Bestimmungen über Eheschließungen, außerehelichen Verkehr und Beschäftigung weiblicher Hausangestellter haben alle den einen Sinn: unbedingt zu verhindern, daß sich jüdisches Blut mit all seinen uns erschreckend befremdenden Eigenschaften und Auswirkungen weiterhin mit dem Blute unserer sechs Staatsrassen mischt. In dieser Mischung ist, wegen der vollkommenen Verwirrung der inneren Haltung und wegen der tragischen Folgen, die für unsere gesamte Kultur nicht ausbleiben könnten, eine schwere Bedrohung Deutschlands zu erblicken.

Im Reichsgesetzblatt, Teil I, Nr. 125, vom 14. November 1935, ist die erste Verordnung zum Reichsbürgergesetz und die erste Verordnung zur Ausführung des Blutschutzgesetzes erschienen. Diese Verordnungen beweisen, wie außerordentlich sorgfältig die Gesetze nach den sicheren Ergebnissen der wissenschaftlichen Biologie ausgerichtet worden sind und wie alle ihre Bestimmungen die Betroffenen nur zur ehrlichen Anerkennung der schicksalhaften natürlichen Erbatsachen zwingen. Nirgends aber wird gegenüber dem fremden jüdischen Volke in Deutschland, etwa aus Rassenabneigung heraus, eine bloß gefühlsmäßige Entscheidung getroffen, die als ungerecht empfunden werden könnte.

Die Abgrenzung zwischen Jude, jüdischem Mischling und Angehörigem deutschen oder artverwandten Blutes wird vollkommen klar aus dem tatsächlichen Erbbestande und seinem Werte für unser deutsches Volkstum hergeleitet.

Jude ist, wer von mindestens drei der Rasse nach volljüdischen Großeltern abstammt (§ 5, 1). Das Grundfremde liegt hier rein vor oder überwiegt. Die 25% deutschen oder artverwandten Erbes werden als verlorenes deutsches Blut preisgegeben, weil es nach den Erbgesetzen keine Möglichkeit gibt, sie im Laufe der Geschlechter wieder zurückzugewinnen, ohne in unserem Volke dadurch unverhältnismäßig viel jüdisches Blut von neuem ein- oder zusammenzuführen, anstatt es auszuschneiden oder zu verdünnen. Jüdischer Mischling ist, wer von einem oder zwei jüdischen Großeltern abstammt. Solche Mischlinge gelten vorläufig als Reichsbürger (§ 1). Hier übertrifft das deutsche Blut das jüdische Fremdblut oder hält ihm mindestens die Waage.

Es ist wissenschaftlich vollkommen klargestellt, daß z. B. ein Mischling mit zwei jüdischen Großeltern auf der

einen (väterlich oder mütterlich) und zwei deutschblütigen auf der anderen Seite für jede einzelne seiner Eigenschaften je einen deutschen und einen jüdischen Erbbeitrag empfangen hat, und daß diese Doppelnatur sich bis in jede einzelne Zelle seines Körpers erstreckt. Hat der Mischling auf der väterlichen Seite einen deutschblütigen und einen jüdischen Großelternanteil und das gleiche auf der mütterlichen Seite, so liegt der Fall etwas anders, aber im Ergebnis sehr ähnlich.

Für einen Mischling mit solcher Doppelnatur besteht aber doch die sichere Aussicht, in einer Ehe mit einem deutschblütigen Menschen keine Nachkommen zu haben, die jüdischer sind als er selbst. Die Mehrzahl seiner Kinder wird nur noch etwa halbsoviel Judenblut besitzen wie er, und unter glücklichen Umständen könnte er sogar Nachkommen sein Eigen nennen, die ziemlich rein deutschblütig wären. — Solche Ehen sind daher auch nicht verboten, sondern können, nach Erfüllung gewisser Bedingungen, genehmigt werden.

Freilich gelten vor dem Gesetze nur solche Mischlinge vorläufig als Reichsbürger, bei denen der deutsche Teil ihrer Wesensart nicht von ihrer anderen jüdischen Wesenshälfte überwuchert und unterdrückt ist.

Die beiden Wesensarten sind im allgemeinen hier gleichstark erbbedingt; trotzdem kann die eine oder die andere von ihnen in wichtigen Zügen das äußere Erscheinungsbild und das Verhalten des Mischlings beherrschen und sich dadurch mitunter auch als lebensstärker erweisen.

Herrscht nun die jüdische Wesensart in einem Mischlinge stark vor, so wird er vor dem Gesetze ohne weiteres als Volljude angesehen.

Als sicheres Zeichen eines solchen Vorherrschens der jüdischen Wesenshälfte und damit einer Zuneigung zum Judentum überhaupt gelten die Zugehörigkeit zu einer jüdischen Religionsgemeinschaft und das Verheiratetsein oder die nachträgliche Heirat mit einem Juden.

Als Juden gelten ferner auch ohne weiteres solche Mischlinge mit zwei deutschen und zwei jüdischen Großeltern, die aus einer nach dem Inkrafttreten des Blutschutzgesetzes mit einem Juden geschlossenen Ehe abstammen oder danach außerehelich mit einem Juden gezeugt werden.

Man folgert aus der Wirkungslosigkeit der durch das Gesetz und die sonstige bisherige Aufklärungsarbeit geleisteten rassischen Schulung des deutschen Volkes auf die an einer solchen Verbindung beteiligten deutschblütigen Elternteile eine bei ihnen vorhandene erbliche Minderwertigkeit ihres Artbewußtseins und Rassenstolzes. Auf Grund dieses Erbmanngels sind aus solchen Verbindungen dann auch keine vorwiegend deutsch empfindenden Mischlinge zu erwarten, und alle Nachkommen gelten als Juden.

Mischlinge, die vorwiegend deutschblütig sind, d. h. solche, welche nur einen jüdischen Großelternanteil haben, werden vom Gesetze fast genau so behandelt, wie rein deutschblütige Menschen.

Demgemäß ist ihnen die Ehe mit Juden (Voll- oder 75% Juden) verboten (§ 2 der ersten Verordnung zum Blutschutzgesetz).

Schließen solche Menschen, deren Erbmasse nur zu einem Viertel jüdischer Herkunft ist, Ehen mit reinblütigen Deutschen, dann sind unter ihren Nachkommen von Geschlecht zu Geschlecht immer weniger jüdische Anlagen zu bemerken, falls nicht (entgegen dem Verbote) Rückkreuzungen mit Juden vorkommen. Die jüdischen Erbbestände verlieren sich schließlich fast völlig und sind zuletzt überhaupt nicht mehr feststellbar.

Hier bietet der lebensgesetzliche Ablauf der Dinge also eine Möglichkeit, die drei Viertel deutscher Erbwerte eines solchen Mischlings dem deutschen Volkskörper zu erhalten, ohne daß dadurch neues jüdisches Blut in ihn einfließt oder in einzelnen Nachkommen eine stärkere Zusammenballung jüdischer Erbmerkmale zu erwarten wäre. (Vgl. hierzu auch § 3 der ersten Verordnung zum Blutschutzgesetz.)

Das Gesetz bestimmt auch, daß Mischlinge mit jeweils nur einem jüdischen Großelternteil unter sich keine Ehen schließen dürfen. (§ 4 der eben genannten Verordnung.) — Nach den biologischen Erbgesetzen besteht für einen Teil der Nachkommen solcher Ehen eine gewisse Wahrscheinlichkeit, daß sie ihrem Blute nach jüdischer sind als Vater und auch Mutter. Man sieht darauf, daß eine solche Möglichkeit von vornherein ausgeschaltet bleibt, denn ihre Verwirklichung würde einen Rückschritt auf dem Wege zur Blutreinheit des deutschen Volkes bedeuten. Es soll alles vermieden werden, was eine stärkere Anhäufung jüdischer Artmerkmale in einzelnen zum deutschen Volke gehörigen Menschen mit sich bringen könnte.

Die außerordentlich wertvollen §§ 6 und 7 der ersten Verordnung zum Blutschutzgesetz haben vielfach zu Irrtümern Anlaß gegeben. § 6 lautet: „Eine Ehe soll ferner nicht geschlossen werden, wenn aus ihr eine die Keinerhaltung des deutschen Blutes gefährdende Nachkommenschaft zu erwarten ist.“ Man hat geglaubt, diesen § zur Verhinderung von Ehen zwischen zwei sich zum deutschen Blute bekennenden und anerkannten halb-jüdischen Mischlingen heranziehen zu können. Vom Biologischen her gesehen, sind solche Ehen in der Tat nicht zu begrüßen, weil sie theoretisch die Ausscheidung und Verdünnung des im deutschen Volke kreisenden jüdischen Blutes hinauszögern⁵. Trotzdem ist, wie Stuckart⁶ in einer maßgeblichen Veröffentlichung ausdrücklich feststellt, der § 6 auf solche Mischlingshehen nicht anwendbar: sie sind erlaubt. Dabei mögen außerbiologische Gründe eine Rolle gespielt haben, unterstützt durch die eindeutige medizinische Erfahrung, daß Ehen zwischen halb-jüdischen Mischlingen in hohem Grade unfruchtbar bleiben.

Die Bedeutung der §§ 6 und 7 ist also nicht auf dem Gebiete der Judenfrage zu suchen, sondern liegt viel-

mehr darin, daß durch sie das Einströmen von negerischem, chinesischem, zigeunerischem und anderem Fremdblut in den deutschen Volkskörper verhindert wird. Auch die leider nur zu deutlichen Spuren einer französischen Kulturschande z. B. — der schwarzen Besetzung des deutschen Rheinlandes — können auf diesem Wege aus unserem Volke allmählich ausgeremert werden.

4. Die zukünftige Lage:

Absicht und zu erwartender Erfolg der Nürnberger Gesetze sind zusammengefaßt etwa so zu beschreiben:

1. Restlose Verhinderung jedes neuen Zustromes von Judenblut in den deutschen Volkskörper.
2. Anerkennung und Rettung des deutschen Erbes im Mischling, wo immer dies biologisch möglich und das betreffende deutsche Erbe nicht zu zerlegt und zu wertlos ist.
3. Preisgabe geringer Beträge dieses Erbes, wo dessen Rettung biologisch nicht mehr ohne Schaden möglich oder wegen dessen minderem Werte nicht mehr wünschenswert ist.
4. Allmähliche Ausscheidung und Verdünnung allen bereits in den deutschen Volkskörper eingedrungenen Fremdblutes. Dies wird erreicht dadurch, daß man
 - a) Mischlinge entweder zur Entscheidung für das Judentum zwingt und sie damit aus dem deutschen Volkskörper ausschließt.
 - b) falls sie sich für das Deutschtum entscheiden, sie im allgemeinen nur zu solchen Ehen zuläßt, die eine rasche Verteilung und Verdünnung des fremden Blutes zur Folge haben.

Das Mischlingsproblem wird in wenigen Geschlechterfolgen in Deutschland völlig verschwunden sein, weil es dann, als Folge der Nürnberger Gesetze, keine Mischlinge mehr geben wird.

Diese Gesetze stellen, in Verbindung mit jenen zur Verhütung erbkranken Nachwuchses vom 14. 7. 1933 und dem Ehegesundheitsgesetz vom 18. 10. 1935 eine wundervolle Lebenshilfe für unser geliebtes Volk dar, die seinen Weg in die Zukunft nicht nur leichter und sicherer, sondern auch schöner und höher machen wird. „Nach dem Willen des Führers sind die Nürnberger Gesetze gerade nicht Maßnahmen, die den Rassenhaß züchten und verewigen sollen, sondern sie sollen den Beginn einer Befriedung der Beziehungen des deutschen und des jüdischen Volkes bedeuten.“ „Die Lebensmöglichkeit soll den Juden in Deutschland nicht abgeschnitten werden. Das deutsche Schicksal aber gestaltet in Zukunft lediglich das deutsche Volk.“

Geist und Blut bedingen sich wechselseitig. — Deutschland arbeitet an der Reinigung und Keinerhaltung seines Blutes — und es arbeitet im innigsten Zusammenhang damit an der Reinigung und Keinerhaltung seiner Kultur. Dr. Goebbels konnte 1935 auf der Jahrestagung der Reichskulturkammer berichten: Die deutsche Kultur ist heute judenrein. Es ist im

⁷ Löfener, siehe Literatur (2).

⁸ Fricke, siehe Literatur (1).

⁵ Vgl. „Volk und Rasse“, 1936, Heft 1, Referierender Teil, München, J. S. Lehmann.

⁶ Literatur am Schlusse vorliegenden Aufsatzes. (3)

Kulturleben unseres Volkes kein Jude mehr tätig. Sie erhielten dagegen in großzügigster Weise Gelegenheit zur Pflege ihres kulturellen Eigenlebens. Nur die Pflege der deutschen Kultur ist ihnen unterbunden, wie ja umgekehrt auch kein deutscher Künstler den Ehrgeiz hat, sich am jüdischen Kulturleben zu beteiligen.

Keinliche Scheidung — ehrliche und wahrhaftige Anerkennung der naturgegebenen Tatsachen: das ist der Sinn und das Ziel.

Literatur:

Nach Fertigstellung dieses Aufsatzes erschienen, aber vor dessen Drucklegung noch berücksichtigt:

1. Frick (Reichsinnenminister): Das Reichsbürgergesetz und das Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der

deutschen Ehre vom 15. September 1935. In „Deutsche Juristenzeitung“, 40. Jahrgang, Heft 23, Seite 1390 ff.

2. Löfener (Min.-Rat im Reichsministerium des Innern): Die Hauptprobleme der Nürnberger Grundgesetze und ihrer ersten Ausführungsverordnungen. In „Reichsverwaltungsblatt“, 1935, Bd. 56, Heft 47, Seite 929 ff.

3. Stückart, Wilh. (Staatssekretär), Berlin: Die Nürnberger Rassen Gesetze. In „Deutsche Verwaltung“, Berlin, 1935, 12. Jahrgang, Heft 11, Seite 322 ff.

4. Stückart/Globke, Kommentare zur deutschen Rassen Gesetzgebung: Band I, Reichsbürgergesetz, Blutschutzgesetz, Ehegesundheitsgesetz und Gesetz über die wirtschaftliche Betätigung der Juden. München und Berlin (C. F. Beck), 1935/36, 150 Seiten.

Auch möchte ich hier eine Lesung der entsprechenden Stellen des Buches Esra (Esdras) des „Alten Testaments“ empfehlen!

Th. Traber Die Deutschen in Südosteuropa mit besonderer Berücksichtigung der Auswanderung aus Baden.*

Wir werden auf unserem Posten ausharren; wenn man uns im Stiche läßt, werden wir verbluten, weichen werden wir nicht.“ Diese Worte sprach Raimund Friedrich Rindl als Vorsitzender auf der Tagung der Karpathendeutschen in Wien 1913. Dem Andenken dieses großen Historikers und rastlosen Vorkämpfers für den Zusammenschluß der Deutschen im einstigen Österreich-Ungarn, des unermüdbaren Verfechters der Rückkehr Deutschösterreichs ins Reich nach 1918, der vor 70 Jahren im fernen Czernowitz das Licht der Welt erblickte und vor sechs Jahren leider viel zu früh ins Grab sank, seien die folgenden Zeilen gewidmet.

I.

Seit 2000 Jahren strömt germanisches Leben durch die weiten Lande, die vom Karpathengürtel umspannt werden. Zur Zeit Christi hausten im Nordosten die germanischen Bastarner. In den Stürmen der Völkerwanderung saßen in Nordwestungarn zeitweilig die Quaden. Bald füllten die beweglichen Scharen der Goten, Gepiden, Heruler, Wandalen und Langobarden die Ebenen an der Theiß und an der Donau. All diesen Germanenstämmen galten die Karpathenländer weiter nichts als Tummelplatz vor dem Zug ins Traumland Italien. Reste dieser Ostgermanen saßen noch im 9. Jahrhundert im Donauraum, als schon die deutsche Ostmark durch Karl den Großen begründet war. Ums Jahr 900 brachen die Ungarn herein. Sie fanden im Nordwesten schon einen Kranz bayerischer Siedlungen vor, so Oedenburg (ahd. Odinburch), Raab,

* Eine übersichtliche Karte dazu liefert der „Heimatatlas der Südwestmark Baden“, hrsg. von Karl Gärtner, 1934, Seite 41.

Orte an der Leitha (ahd. Litaha) und am Plattensee. Den ungarischen Horden erlagen viele deutsche Kolonisten jener Frühzeit. Doch einzelne hielten stand. Bald erkannten die Ungarnfürsten selbst, daß sie von den Deutschen nur lernen konnten. Ihr Großherr Geisa I. ließ sich taufen und suchte Anschluß am deutschen Kaiserreich der Ottonen. Sein Sohn Stefan der Heilige hatte eine Bayerin zur Frau. Seine Berater waren Deutsche. Fränkisches und bayerisches Volksrecht wurde in Ungarn eingeführt. „Die Ungarn haben ihre europäische Staatsverfassung nicht erfunden; sie ist deutschen Ursprungs.“ Deutsche Bauern wurden von den ungarischen Königen ins Land gezogen und galten den ungarischen Untertanen als vorbildliche Staatsbürger. Die deutschen Kaiser Heinrich IV. und Heinrich V. hielten den deutschen Einfluß in Ungarn aufrecht. Im 11. und 12. Jahrhundert kann man den ersten Höhepunkt erfolgreicher deutscher Kolonistenarbeit in Ungarn erblicken. Der ungarische König Geisa II. (1141—1161) wandte sich an Heinrich den Löwen mit der Bitte, den gewaltigen deutschen Auswandererstrom, der in jenen Jahren nach Osten zog, auch nach Ungarn zu lenken. Und die deutschen Siedler kamen, vor allem aus den Rheingegenden. Mittelfranken ließen sich in der Zips und in Siebenbürgen nieder. Südlich von der Zips (Städte Leutschau, Rasmark u. a.) begründeten sie die „Sieben Bergstädte“ (Göllnitz, Schmolnitz u. a.) und bevölkerten die westlichen Regierungsbezirke (Komitate) Sohl, Bars und Zont. Als deutsche Städte wuchsen dort Alt- und Neusohl, Kremnitz, Schemnitz und Pufanz langsam heran. Seit 1206 nannte man die deutschen Siedler besonders in Siebenbürgen „Sachsen“ (Saxones), wahrscheinlich, weil der deutsche Stamm der Sachsen da-

mals als vornehmster Träger des Deutschtums empfunden wurde. Später hießen die deutschen Auswanderer durchweg „Schwaben“, weil seit den Hohenstaufenkaisern die Schwaben im Vordergrund standen. Wir sehen also schon unter Geisa II. eine planmäßige Besiedlung Ungarns mit Deutschen. Andreas II., einer seiner Nachfolger, rief 1211 den Deutschorden ins Burzenland (Gebiet um Kronstadt). Bald stießen diese Pioniere deutscher Tatkraft weit in die Walachei hinein vor, wurden aber schon 1226 wegen Streitigkeiten aus Ungarn abberufen. Um 1220 füllte sich ganz Siebenbürgen mit deutschen Siedlern. Um die Pole Hermannstadt im Südwesten und Bistritz im Norden scharten sich andere deutsche Städte. Mit den Deutschen hielt auch deutsches Recht im Osten seinen Einzug. Seit 1200 drangen die Deutschen von Schlesien nach Polen vor, und von Siebenbürgen aus stiegen sie in die Moldau und Walachei hinab, einige kamen bis Kiew. Auch in Kroatien und Slavonien ließen sich Deutsche nieder. Doch schon regten sich Haß und Neid der magyarischen Adligen und Geistlichkeit gegen die fremden Lehrer. Königin Gertrud, Gemahlin Andreas II., wurde aus Deutschenhaß ermordet. Diese Angriffe hätten die Deutschen in den Donauländern wohl ausgehalten. Der Mongolensturm der Jahre 1241/42 jedoch schwächte das gesamte deutsche Leben in Ungarn. Mit ihm endet die erste hoffnungsvolle Kolonistenzeit Deutschlands im Osten².

Die Tataren hinterließen Ungarn als grauenhafte Wüste. Deshalb berief König Bela IV. (1235—1270) erneut deutsche Bauern und Ritter in die menschenleeren Landstriche. Überall blühten die zerstörten deutschen Siedlungen wieder empor. Vor allem die Städte erhielten deutsches Aussehen. Unter den Königen Ludwig dem Großen und Sigmund (später deutscher Kaiser) wurden die Deutschen Träger des ungarischen Staates. Sigmund nahm die deutschen Städte in die ungarischen Stände auf. Die Deutschen genossen die weitgehendsten Rechte: Die Sachsen in Siebenbürgen bildeten von Broos im Westen bis Barot (am Alt) e i n e n Gau. Kein ungarischer Magnat durfte innerhalb dieses Gebiets Land erwerben. Damit war die Grundlage für die Bodenständigkeit der Siebenbürger Sachsen gegeben. Die Sachsen unterstanden nur ihrem eignen Richter, dem Sachsengrafen. Ihre Geistlichen wählten sie sich selbst. Kriegsdienste leisteten sie nur bei der Landesverteidigung Siebenbürgens. Ihre Kaufleute reisten zollfrei durch ganz Ungarn. Auch die Zipsen konnten nur vom eignen Richter, dem deutschen Landgrafen, oder vom obersten Landesherrn, dem König, gerichtet werden. „Die Könige förderten die Sachsen zumeist, weil sie sahen, daß sie ein fleißiges und in der Erfüllung der Pflichten gewissenhafteres Volk als die Ungarn waren.“ „Allgemein können wir von den freien und königlichen Städten sagen, daß sie in dem Maße Reichtum und Kultur aufweisen, in welchem sie deutsche Ansiedler aufnahmen. Es steht fest, daß die meisten Städte Ungarns durchaus Ansiedlungen der Deutschen waren.“ (Urteil des ungarischen Gelehrten Bel 1735.) In Nordwestungarn waren Städte wie Preßburg, Raab, Gran, Ofen-Pest, Fünfkirchen u. a. deutsch. Ums Jahr 1400 verlangt ein Ofener Stadtrechtsbuch bei der Wahl des Richters: „Der (Richter) sol sein ein deutscher Mann von allen seinen vier

Annen (Ahnen).“ Man kann sagen, daß diese erfreuliche Entwicklung der Deutschen in Ungarn um 1430 einen zweiten Höhepunkt erreichte, der der Blütezeit vor dem Mongolensturm ebenbürtig gegenübersteht. Von Fünfkirchen donauaufwärts über Ofen und Gran bis zur Zips, dann südöstlich über Siebenbürgen bis Kronstadt lebte ein gesundes Deutschtum. Dagegen erhob sich die nationalungarische Opposition. Mit Neid und Haß nur duldeten die ungarischen Adligen die Deutschen neben sich. Als Albrecht, der erste Habsburger auf ungarischem Thron, 1439 starb, wählten die Magyaren bald darauf den Mathias Korvinus zum König, der jedoch bezeichnenderweise den Fuldigungs Eid in deutscher Sprache abfassen lassen mußte, weil Deutsch allein die in Ungarn gemeinverständliche Sprache war. Die folgenden Könige waren dem Adel gegenüber machtlos. So konnten sie die Deutschen vor den Angriffen der Geistlichkeit und des Adels nicht mehr schützen. Auf den Landtagen forderten die Ungarn die Vertreibung der deutschen Kaufleute: „Alle Lutheraner im Land sollten ausgetilgt und, wo man ihrer habhaft werden würde, verbrannt werden.“ Lutheraner in Ungarn waren damals nur Deutsche. Ähnlich erging es den Deutschen in Galizien. Auch dort, wo seit 1257 Krakau deutsch war, und blühende Städte wie Lemberg, Landshut, Gorlice, Freistadt, Rosenberk u. a. bestanden, unterhöhlten Adel und Geistlichkeit das Deutschtum. Sie vernichteten damit zugleich die Grundlagen Polens selbst.

Im Jahre 1526 fiel der Ungarkönig Ludwig II. bei Mohacs gegen die heranstürmenden Türken. Der Nationalungar Johann Zapolya wurde daraufhin zum Gegenkönig gegen den rechtmäßigen König Ferdinand von Habsburg erklärt. Um nicht von Deutschen regiert zu werden, rief Zapolya die Türken ins Land und lieferte damit Ungarn fast 200 Jahre dem Halbmond aus. Seither zerfiel Ungarn in drei Teile. Der Nordwesten wurde von den Habsburgern regiert. Mittelungarn mit Ofen, Batschka und Banat versank in gänzlicher Mißwirtschaft der Türken. Der Osten mit Siebenbürgen blieb einigermaßen von der Pforte unabhängig. Die Ereignisse von 1526 bis zur Türkenbelagerung Wiens 1683 schwächten die Deutschen in Südosteuropa entscheidend. Was nicht von den Türken vernichtet wurde, fiel der Entnationalisierungspolitik der Magnaten und den Religionswirren zum Opfer. Denn die gewaltsam betriebene Gegenreformation in den habsburgischen Teilen Ungarns rief die Deutschen auf und stieß zugleich die protestantischen Sachsen in Siebenbürgen ab. Die Türkenzeit in Ungarn überdauerten nur die Deutschen in Nordwestungarn, in der Zips und in Siebenbürgen.

Im Jahre 1683 wurden die Türken vor Wien zurückgeworfen. Drei Jahre später entrissen die christlichen Heere dem Halbmond die Stadt Ofen. Jahr um Jahr flogen die deutschen kaiserlichen Adler weiter nach Osten. Ihnen folgten Bauern aus allen Gauen Deutschlands zur dritten Besiedlung der Karpathenländer. Diesmal rief sie der Kaiser selbst. Schon 1689 wurde eine Kommission zur Besiedlung Ungarns eingesetzt. Die Siebenbürger Sachsen schlossen sich 1691 an die Habsburger an. Ihre Rechte wurden ihnen zurückgegeben, und die Städte vor adligen Übergriffen ge-

sichert. Endlich kehrten im letzten Augenblick Ruhe und Ordnung wieder zurück. Türkische Grausamkeiten, dauernde Kriege und Seuchen hatten die Sachsen fast ausgerottet. Der Friede von Karlowitz (1699) verschaffte dem Habsburger Leopold I. Mittelungarn, Siebenbürgen, Kroatien und Slavonien. Ein neuer Türkenkrieg brachte noch größere Erfolge. Die glorreichen Siege Prinz Eugens gewannen im Frieden von Passarowitz (1718) dem Kaiser das Banat, die Stadt Belgrad und die kleine Walachei. So war nach über 30jähriger Kriegszeit das ganze Land innerhalb des Karpathengürtels kaiserlich geworden. Tatsächlich hatte der Kaiser ungeheure Ländereien erobert — aber die Bewohner fehlten. Alles war verelendet und ausgestorben. Eine Beschreibung der Stadt Ofen in jenen Tagen sagt genug: „Überall nur Mist, Dünger, verreckte Tiere, Unflat. Oben in der Festung ist auch nur Schmutz und Kot zu sehen ... Die Häuser sind teils dachlos, teils haben sie verwitterte Dächer. Die Fenster sind mit Stroh, Ziegeln und Kot zugestopft ... Schimmel, Ruß und Moos verunstalten die ehemaligen Paläste.“ Und über Pest heißt es: „O armes Pest, dich sollte man lieber Pestilenz nennen! Hier ist nicht ein ganzes Haus ...“ Im Banat, dem fruchtbaren Landstrich zwischen Theiß, Maros und Donau, fanden die Truppen Eugens Sümpfe, Gestrüpp und viele gänzlich unbewohnte Orte vor. Da und dort trieben sich halbvertierte Rumänen, versprengte Serben und Zigeuner herum. In diese Wildnis kamen seit 1720 bis ins 19. Jahrhundert hinein Menschen aus allen Gauen Deutschlands. Jahraus, jahrein ergoß sich der deutsche Auswandererstrom ins Neuland an Donau und Theiß. Und nicht die Schlechtesten ließen sich dort nieder. Es kamen „prächtige Männergestalten, rotbackige blonde Weiber, kinderreiche Familien. Sie kamen mit Ackergeräten und Handwerkszeug, die Frauen und Mädchen trugen riesige Pöcke ...“ Bald erschienen sie „auf den Märkten von Mohacs, und Fünfkirchen und Szegzard mit ihren Bodenprodukten, und man staunte sie an diese Schwaben. Das alles wuchs in dem Hinterland? Der Prinz Eugen hatte gewußt, was der Boden wert war“⁷. Die deutschen Siedler kamen auf Leiterwagen längs der Donau entlang oder zu Schiff von Ulm über Regensburg—Wien—Ofen die Donau herab. Das Patent des Kaisers an alle Deutschen, daß sie sich im Osten eine neue Heimat gründen und niemand hörig sein sollten, fand überall im Reich Widerhall. Besonders in der heutigen Grenzmark Baden, die damals unter den Franzoseneinfällen seufzte und wirtschaftlich größtenteils verarmt war, machten sich Scharen von Auswanderern auf den Weg. So entstanden neben dem deutschen Siebenbürgen, das aus protestantischen Reichsländern Zuzug erhielt, vor allem das deutsche Banat, die Batschka (zwischen Theiß und Donau), die „Schwäbische Türkei“ (zwischen Donau und Drau und südöstlich des Plattensees). Auch nördlich davon in den Komitaten Pest, Vesprim und Weissenburg ließen sich Deutsche nieder. Die Kaiser Karl VI., Maria Theresia und Josef II. förderten die deutsche Kolonisation des Ostens nach Kräften. Nachdem Galizien (1772) und die Bukowina (1774) österreichisch geworden waren, leiteten sie den Auswandererstrom auch in diese Länder. So füllten deutsche Auswanderer seit 1718 bis ins 19. Jahrhun-

dert hinein die Karpathenländer, ja, sie drangen weit darüber hinaus nach Galizien, in die Moldau, in die Dobrudscha und nach Südrußland vor. Leider war der Auswandererstrom in die Donauländer zu schwach, um die Verluste des Deutschtums seit 1440 noch ein drittes Mal ausgleichen zu können. Die gleichzeitige Auswanderung nach Amerika, Rußland, schließlich in die eigenen Kolonien des neuen Deutschen Reiches (nach 1870) ließen den Zug nach Ungarn langsam versiegen. Dazu kam, daß die Ungarn seit 1867 rücksichtslos gegen die deutschen Minderheiten vorgingen. Siebenbürgen, das vor 1526 im ungarischen Staat Selbstverwaltung und eigenes Recht besaß, und seit 1691 seine Freiheiten beibehalten hatte, wurde 1876 in vier Komitate aufgeteilt derart, daß die Deutschen in jedem Komitat in die Minderheit kamen⁸. 1879 wurde die magyarische Sprache in den deutschen Schulen eingeführt, bald waren diese überwiegend magyarisiert, was einem Bildungsrückgang gleichkam. Dies bezugten auch führende Rumänen, seit sie die „ernsten, deutschen Schulen“ mit magyarischen Anstalten vertauschen mußten. Ebenso erging es den Deutschen in den übrigen Reichsteilen Ungarns (Zips, Banat, Batschka ...). Aus diesen Notzeiten heraus erwuchs die deutschvölkische Bewegung, die bis zum Weltkrieg ständig zunahm und in der staatlichen Neuordnung nach 1920 erst recht auf ihrem Posten steht. Heute gehören die Deutschen in Preßburg, Nordungarn und in der Zips zur Tschechoslowakei, Siebenbürgen und die größere Hälfte des Banats mit der Hauptstadt Temesvar zu Rumänien und das westliche Banat mit der Batschka zu Südslavien. Nur die „Schwäbische Türkei“ und die Deutschen nördlich des Plattensees verblieben bei Ungarn. 1917 gab es etwa 3 Millionen Karpathendeutsche (die Deutschböhmen nicht gerechnet), 1930 lebten noch etwa 550 000 Deutsche in Kumpfungarn. Allen Ereignissen zum Trotz sind die Karpathendeutschen bis zur Stunde Deutsche geblieben. Die Nachfolgestaaten sind von ihnen großgezogen worden und werden bei jeder Entscheidung die Deutschen mitreden lassen müssen.

II.

Die Siebenbürger Sachsen waren um 1150 ins Land gerufen worden. Noch im 13. Jahrhundert wanderten sie nach Siebenbürgen ein. Meist waren es Mittelfranken aus den Gegenden nördlich von Düsseldorf, Moselfranken, Deutschlothringer, Luxemburger, Hessen und Flamen. Sie überdauerten Mongolensturm, Türkenzeit und Nationalitätenhaß der Ungarn. Ihre Rechte wahrten sie sich bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts. Früh schieden sich die Sachsenstädte von den Süttendörfern der Eingeborenen ab. Ihre Stadtverwaltung zeichnete sich aus durch saubere Buchführung, gute Register und Siegel und viele Beamte mit abgegrenztem Wirkungsbereich⁹. Jede Stadt gruppierte sich um den „Markt“ oder „Ring“. Dort standen Rathaus und Kirche. Dorthin mündeten auch die breiten „Gassen“. Das Stadtgebiet zerfiel in „Viertel“ (Quartiere), maßgebend dafür waren die vier Haupttore. Jedes Stadtviertel unterstand einem Stadthauptmann. Mustergültige Schulen und Krankenhäuser wurden eingerichtet. An Geschlossenheit im

Abwehrkampf gegen die Entdeutschung übertrafen die Sachsen alle andern Südostdeutschen. Nach den Türkenkriegen erholten sie sich rasch. Siebenbürgen erhielt verhältnismäßig geringen Zustrom aus dem Reich. Meist kamen protestantische Österreicher. Aber auch Baden-Durlacher, gelockt durch die günstigen Nachrichten aus dem Banat, oder herbeigerufen von den badischen Soldaten in Prinz Eugens Heer, zogen nach Siebenbürgen. Seit 1747 sind dort in mehreren Orten, besonders bei Mühlbach, badische Oberländer (Markgräfler) nachweisbar. Wie stark diese Auswanderung war, geht daraus hervor, daß beispielsweise aus einem Ort 76 Köpfe fortzogen. Das politische Durcheinander am Oberrhein, Leibeigenschaft, wirtschaftliche Mißstände und besonders die jahrzehntelangen Franzosenkriege trieben zu dieser entschlossenen Tat. Um 1770 folgte ein neuer großer Zuzug aus dem heutigen Baden: etwa 150 Familien aus Altenheim, Lahr, aus dem Breisgau und aus Straßburg, insgesamt „Hanauer“ genannt (nach der Herrschaft Hanau-Lichtenberg), trafen in Siebenbürgen ein. 49 Familien ließen sich in Mühlbach nieder, die anderen in Petersdorf, Deutsch-Pien, Großscheuern, Stolzenburg, Burgberg, Birthalm. Diese „ehrlichen teutschen Familien“ wurden gut aufgenommen. Häuser, Felder, Gärten u. a. wurden ihnen zugewiesen. An kleineren Zuzügen zwischen 1747 und 1771 und auch später fehlte es nicht. Noch 1803 siedelten sich 14 Hogenfamilien in Vajdahunyad an. 1846 kamen noch einmal 300 Familien aus Württemberg¹⁰. Dann hatte die Einwanderung nach Siebenbürgen ein Ende. Der Haupteinwandererstrom aus allen Gauen Deutschlands mündete seit 1718 in das Banat, in die Batschka und in die „Schwäbische Türkei“.

Nach der Einnahme von Temesvar, der Hauptstadt des Banats (1716), wurde der kaiserliche General Graf Claudius Florimund Mercy Gouverneur in dem neu erworbenen Land. Dieser kerndeutsche Mann sah seine Lebensaufgabe darin, das Banat zu kultivieren und deutsch zu machen. Auch Belgrad sollte eine „Deutschensstadt“ werden. Schon drei Monate nach der Einnahme Belgrads im November 1717 saßen dort 333 deutsche neben 39 serbischen Familien. 1728 standen in Belgrad 800 deutsche Häuser¹¹. Bis 1738 ergoß sich die erste große deutsche Auswandererwelle in das Banat. Bald machte Temesvar den Eindruck einer deutschen Residenzstadt. Vier Jahrzehnte später genoß es den Ruf, „die schönste und wohlgeordnetste Stadt Ungarns“ zu sein¹². Bedeutende Glaswaren wurden in Temesvar in Umlauf gesetzt. Schon 1722 waren in Wien bei der „kaiserlichen Administration“ 600 Familien für das Banat angemeldet. Eine Unzahl verließ ohne Wissen der heimatischen Regierung auf eigene Faust das Reich. Viele waren auch gar nicht in der Lage, das Leibentlassungsgeld zu Hause an die Herrschaft zu zahlen. Diese zogen „heimlich“ fort. Aus ganz Südwestdeutschland, vor allem aus der Saar, aus dem Hogenwald und aus dem Schwarzwald fuhren sie zu Schiff die Donau hinunter. In Wien bekamen sie neue Pässe und wurden in die einzelnen Landschaften verwiesen. Schon 1735 gründeten Hogen aus Birndorf, Höchenschwand, St. Blasien, Bewohner von Schluchsee, Donaueschingen und Schönau das Hogendorf Sader-

lach an der Maros gegenüber Arad¹³. Die Saderlacher sprechen heute noch ein tadelloses Alemannisch, das dem Hogenndialekt am Oberrhein nicht nachsteht. Vor 1738 verließen 66 Personen aus der Pfarrei Mettingen (in der Nähe der Wutach) die Heimat. Es waren lauter „angesehene und tüchtige Eheleute“. Ebenso kamen Siedler aus dem Baden-Durlachischen, aus der Pfalz, aus dem Fränkischen, aus den Rheinlanden und besonders aus Württemberg. Damit die Werbung besser zog, schickte der Kaiser Ansiedler aus dem Banat in die Heimat zurück, um neue Auswanderer mit nach Osten zu ziehen. Den Kolonisten standen 6 bis 10 steuerfreie Jahre, unentgeltliches Material zum Häuserbau, Geräte, Vieh, Pferde und eignes Ackerland von durchschnittlich 35—40 Joch zur Verfügung. Natürlich ging nicht alles reibungslos ab. Oft fanden sich lange Zeit keine Wohnungen für die vielen Siedler, Krankheiten und Räubereien durch die ansässige Bevölkerung schafften manchen Verdruß. Doch der Erfolg blieb nicht aus. 1734 zählte das Banat schon 46 deutsche Ortschaften. Der unglückliche Türkenkrieg, in dem Belgrad wieder verloren ging (1739), trug Verwüstung, Fieber und Elend vor allem ins südliche Banat. Tausende eben angekommener Deutsche starben dahin. Die Pest wütete furchtbar. Damals entstand der Spruch:

„Hier ist das Banat,
den es reut, ist zu spät.
Der nicht kann arbeiten wie ein Gaul,
fressen wie eine Sau,
bellen wie ein Hund,
der wird im Banat nicht gesund“¹⁴.

Doch „Deutsch sein heißt arbeiten“. Nach 1740 kehrten die deutschen Flüchtlinge aus dem Nordbanat wieder nach Werschetz, Orsowa, Pantschowa u. a. zurück. Und jetzt füllte die zweite Auswandererwelle (1740 bis 1763) die Lücken wieder aus. In den 40er Jahren kamen Baarer, anfangs der 50er Jahre vor allem Hogen. Daheim im Hogenwald (zwischen Waldshut, Rheinfeldern und Feldberg) versuchten seit 1730 die „Salpeterer“ durch Empörungen gegen St. Blasien unklare, patriarchalische Zeiten ohne Fürsten und ohne Abgaben einzuführen. Ihre Führer wurden öfters nach Ungarn verbannt; als es keine Ruhe gab, verpflanzte die österreichische Regierung kurzerhand 27 Hauptsalpeterer samt Weib und Kind (112 Köpfe) ins Banat. Sie wurden dort nicht im Hogendorf Saderlach, sondern in Neu-Bessenowa, Refasch, Freidorf, Ujpecs, Csakowa zerstreut angesiedelt. In Mercydorf und Gutenbrunn leben heute ebenfalls Hogen. Mit Ausnahme von Saderlach überwiegt die fränkische Sprache die alemannische. In Deutschland hatte man die banater Hogen aus den Augen verloren, bis 1880 ein Basler zu seiner größten Verwunderung in der Nähe von Saderlach alemannische Urlaute hörte. Seither wurden die Fäden zwischen Oberrhein und Maros neuangeknüpft. Die dritte große Einwandererwelle nach Ungarn wurde 1763 von Maria Theresia eingeleitet. Sie dauerte bis etwa 1775. In dieser Zeit wanderten über 10 000 Deutsche ins Banat ein. 1766 allein kamen fast 2300 Familien. Dann ebte der Zuzug ins Banat ab. In den 60er und 70er Jahren

wanderten u. a. Leute aus dem Hohenwald und Schönau aus. Der baden-badische Oberamtmann von Hauer schickte aus seinem Amtsbezirk über 200 wohlhabende Familien⁷. Das Banat genoss damals im Reich den Ruf einer blühenden Provinz. Die Sümpfe waren durch deutsche Arbeit verschwunden. Die Früchte dornenreicher Arbeit reiften jetzt heran. Nur in Bruchstücken ist uns bisher die genaue Herkunft unserer tapferen Ostlandsiedler bekannt. Gerade Baden weist hier noch viele dunkle Stellen auf. Darum seien einige Fingerzeige hierher gesetzt: 1767 kehrte Jakob Marfin aus Nollingen (bei Rheinfelden) nach sechsjährigem Aufenthalt in Ungarn heim, um Landsleute zu holen. Denn „er getraue sich, wenigstens zwei Schiffe voll Emigranten von seinen Landsleuten nacher Ungarn zu ziehen“¹⁵. 1770 zogen Bauern aus Eigeltingen bei Stockach nach Osten, ebenso einige Familien aus Nollingen. In die Zeit nach 1750 fällt eine größere Auswanderergruppe aus Kürzell-Schutterzell bei Lahr. 1763 entließ der Bischof von Speyer die Familie Paul Kneller aus Zeutern bei Bruchsal aus der Leibeigenschaft und erlaubte ihren Wegzug nach Ungarn. Mit Kneller zogen bestimmt noch andere Landsmänner ostwärts. In den Jahren 1761 bis 1775 suchten viele St. Blasianische Familien aus den Dörfern zwischen Waldshut, Bonndorf und Donaueschingen in Ungarn (auch im Banat) Rettung aus wirtschaftlicher Not. Es waren Bauern aus Balzhäusern, Bettmaringen, Birkendorf, Bonndorf, Brunnadern, Ebnet, Ewatingen, Grafenhausen, Grimmelshofen, Bündelwangen, Holzschlag, Hürllingen, Lausheim, Mettenberg, Mündelzingen, Schluchsee, Schwarzenbach, Uehlingen und Wellendingen¹⁶. In den soer Jahren verließen noch einzelne Ungarnfahrer die Heimat. Diese letzte große Auswandererwelle führte außerdem Luxemburger, Deutschlothringer, Rheinländer, Pfälzer, Markgräfler, Elsässer und Bayern ins Banat. Mit Ausnahme der Saderlacher sprechen heute alle einen südwestheinfränkischen Mischdialekt. Gegenwärtig wohnen im Banat 450 000 Deutsche in etwa 100 Gemeinden. In Temesvar allein wohnen 47 000 Deutsche. 1905 wurde das Banat „Kornkammer Ungarns“ genannt. Vor 200 Jahren war es ein Sumpfgelände, heute ist es ein wogendes Weizenmeer. Das war deutsche Arbeit. Die Besiedlung der Batschka (Gebiet zwischen unterer Theiß und Donau) vollzog sich auf ähnliche Weise wie im Banat. Die Haupteinwanderung fällt in die Jahre zwischen 1749 und 1788. Im Jahre 1749 wurden die Städte Apatin und Bukin von Deutschen gegründet. Vorher war Neusatz die einzige bemerkenswerte Siedlung in diesem menschenleeren Lande. Jetzt lebten die Deutschen die Batschka neu. Schon vor 1763 wohnten im Hauptort Apatin viele Handwerker; diese Stadt besaß damals bereits 500 Häuser und eine schöne Kirche. Godesag, eine Gründung deutscher Bauern der Orte Marlen und Goldscheuer in der Ortenau, zählte um 1765 300 deutsche Familien und war ein blühendes Dorf¹⁷. Schwarzwälder und Breisgauer aus der Gegend von Freiburg und Staufeuern hatten an der Kolonisation der Batschka großen Anteil. Kaiser Josef II. förderte die Besiedlung der Batschka ganz besonders. Jede Kolonistenfamilie erhielt etwa 500 Gulden Staatszuschuß für Reise, Haus,

Geräte, zwei Pferde, zwei Ochsen und Saatfrüchte. Heute leben etwa 130 000 Deutsche in der Batschka. In 35 Dörfern besitzen sie die Mehrheit, in 49 Orten sind sie in der Minderheit. Seit 1920 gehört die Batschka zu Jugoslawien.

Das dritte große deutsche Auswandererziel nach den Türkenkriegen waren die ungarischen Komitate Tolna und Baranya, auch „Schwäbische Türkei“ genannt (südöstlich des Plattensees zwischen Donau und Drau). Ebenfalls ein Mercy, der Neffe des Gouverneurs im Banat, verdeutschte diese entvölkerten Gebiete. Er rief bis 1730 Württemberger, Hessen und Pfälzer ins Land. Seit 1711 waren schon Deutsche dort, z. B. Bayern in Pecsvarad. 1718 kamen die ersten Deutschen nach Varsad. In der Zeit von 1720 bis 1750 besiedelten Bauern und Handwerker aus Triberg, Offenburg, Lahr, Mahlberg, Haslach, Hausach, Wolfach, Gengenbach, Oppenau, auch aus Bamberg und aus dem Elsaß das „Schwabendorf“ Bataaszek. Von 1717 bis etwa 1772, aber auch noch später in der napoleonischen Kriegszeit, bevölkerten Bauern aus dem Fürstentum Fürstenberg zu Tausenden die „Schwäbische Türkei“. Diese Baarer machten das Land tatsächlich schwäbisch. Infolge des Spanischen Erbfolgekrieges waren diese Bauern verarmt. So nannte beispielsweise die Magdalene Schelb aus Steppach bei Blumberg in ihrem Gesuch um Abzugserlaubnis als Grund: „weilen ich in unserer Gegend das liebe Sticklein brodt für meine liebe Kind nit mehr aufbringen kann“¹⁸. Viele verließen die Heimat heimlich und sind nicht mehr festzustellen. Mancher Handwerksbursch aus der Baar kam nach Jahren aus Ungarn als Meister zurück und zog neue Auswanderer ostwärts. So griffen 250 Personen zum Wanderstab, als der Baarer Josef Schmutz von Kirchen aus Ungarn heimkehrte und günstige Berichte verbreitete. Aus den Ämtern Hüfingen, Blumberg, Löfingen und Möhringen zogen einmal zusammen 1500 Personen weg. Die Dörfer Nasen, Allmendshofen, Döggingen, Geisingen, Sondingen und Pföhren, aber auch Orte wie Weilersbach (20 Kilometer nördlich von Donaueschingen), die nicht zur Baar gehörten, sind Urheimat zahlreicher Deutscher in der Baranya und in Tolna; Kiedböhringen steht mit 100 Auswanderern an der Spitze der Baar¹⁹. Unter Josef II. (1785) und während der Revolutions- und napoleonischen Kriege (1792 ff.) zogen Gruppen aus der Löfingen Gegend die Donau hinab. Um 1804 verließ ein letzter großer Auswandererzug drei Städte und 40 Dörfer bei Bräunlingen, Immendingen und Villingen (Aulfingen mit 70 Köpfen)²⁰. Auf den Kriegerdenkmälern für die im Weltkrieg Gefallenen stehen in den Orten Tevel 40 und in Bonyhad 50 Namen von Deutschen aus der Baar. Es ist anzunehmen, daß aus Ortenau, Breisgau, Alettgau, St. Blasien, Hochschwarzwald, Hegau und Linzgau ebensoviele fortwanderten wie aus der Baar. Hier mag erwähnt werden, daß eine schwäbisch-alemannische Sprache sich nur in Saderlach, Godesag, Bataaszek, Bonyhad und Tevel erhalten hat.

Westungarn nördlich von der „Schwäbischen Türkei“ bis hinauf nach Gran und Pest hatte nur geringen Zuzug. Die meisten Siedler besetzten die südlichen Grenzprovinzen gegen die Türkei hin, wo sie zugleich

als Landesverteidiger verwendet wurden. Schon nach 1712 erschienen scharenweise „Schwaben“ in Westungarn. Viele kamen in dem noch unwirtlichen und unsicheren Lande um. Josef II. förderte die Auswanderer auch in dieser Provinz. Um 1788 verdeutschten 38 Familien aus der Baar das Dorf Kirva, das heute über 90% Deutsche aufweist. In den armen, unruhigen Zeiten 1848/50 ließen sich Auswanderer aus Baden-Oos in Wardein nieder.

Über die Deutschen in der Zips in diesen Zeiten ist wenig zu sagen. Aus dem Reich bekamen sie kaum Zuwachs. Für die Zipser gilt daselbe, was schon bei den Sachsen Siebenbürgens gesagt wurde. Ihren überschüssigen Menschen gaben sie in die Bukowina, nach Kroatien, Rumänien, Kleinasien, ja sogar nach Amerika ab.

Zusammenfassend kann man sagen, daß unter Maria Theresia und Josef II. (1763—1787) etwa 80 000 Deutsche nach Ungarn einwanderten. Wieviel im 19. Jahrhundert nachkamen, ist nicht annähernd festzustellen.

Als die Bukowina 1774 österreichisch wurde, war sie eine verlassene Landschaft. Unter Josef II. strömten Ansiedler aus Rhein- und Maingegenden und „Schwaben“ aus Württemberg und aus der Pfalz ins ferne Buchenland. Sie legten Bergwerke an, eröffneten Glashütten und gaben dem Land bald ein lebendigeres Gesicht. Seit 1830 wanderten auch Deutschböhmern ein. 1910 wohnten 76 000 Deutsche in der Bukowina.

Als Josef II. 1781 Galiziens Besiedlung mit Deutschen einleitete, wohnten in diesem ausgedehnten Lande wenig Menschen. Es kamen vor allem Südwestdeutsche: Darmstädter, Pfälzer, Württemberger, Baden-Durlacher. Vom 1. Juni 1782 bis 31. Januar 1783 besiedelten u. a. 111 Kurpfälzer, 82 Baden-Durlacher, 214 Württemberger und 64 Baden-Badener Galizien. Sie heißen alle „Schwaben“. Bräuche wie der Osterhas, Maibaum, festliche Kirchweih, Pelznickel und Christkind bestehen bis heute weiter. Auch in Galizien kann man Lieder wie „Der Pfalzgraf“ oder „Bald gras ich am Neckar“ hören²¹.

1784 erhielt Lemberg eine deutsche Universität. 1785 schwoll der Zustrom aus dem Reich derart an, daß bald Häuser, Scheunen und Ställe fehlten. 1786 wohnten schon über 12 000 Deutsche in Galizien. Alle siedelten weit zerstreut über das ganze Land hin, woraus hervorgeht, daß Josef II. eine „Germanisation“ Galiziens nicht erstrebte. Als nach dem Frieden von Luneville das linke Rheinufer an Frankreich verloren ging und rechtsrheinisch große Veränderungen eintraten, ließen sich hauptsächlich Südwestdeutsche und ausgebildete Soldaten in Galizien nieder (bis 1805). Die deutschen Kolonisten verwandelten den Spruch: „In Polen ist nichts zu holen“ in sein Gegenteil. Wo bisher Moräste sich ausdehnten, Bären und Wölfe hausten, reiften bald weite Felder. Da sah man saftigen Klee, Gemüse, Kartoffeln (von den Deutschen eingeführt). Noch heute sind dort die deutschen Felder besser bestellt als die polnischen und ruthenischen. In den Städten stellten die Deutschen die ersten Handwerker, Wirte, Buchdrucker und Kaufleute. Bis 1871 herrschte in Galizien die deutsche Vortragsprache. Jeder Beamte mußte in drei Jahren Deutsch erlernen. 1840 waren in Lemberg Deutsch und Polnisch gleich

verbreitet. Die polnische Sprache enthält eine Menge deutscher Lehnworte, so: burmistrs Bürgermeister, zugli Zügel, hufnal Zuznagel, sruba Schraube u. a. Mit Recht bekannte der Reisende Kohl 1840: „Die deutschen Wohltaten, welche Galizien durch Österreichs Vermittlung zuströmten, sind so augenscheinlich und mannigfaltig, daß es einem unparteiischen Reisenden, er mag von Rußland oder Ungarn aus das Land betreten, unmöglich ist, nicht gleich davon frappiert zu werden²².“ Trotzdem oder vielleicht gerade deshalb haßten die Polen die Deutschen und nannten sie die „bestia szwab“. 1910 gab es 220 galizische Siedlungen deutschen Charakters. Davon besaßen die Deutschen in 170 Orten die Mehrheit. Nach privaten Zählungen lebten damals 100 000 Deutsche in Galizien. Die amtlichen Zählungen sind unzuverlässig.

Seit 1770 besiedelten Deutsche Kroatien und Slavonien. Die Städte Semlin, Esseg, Peterwardein und Agram erhielten ihre deutsche Bevölkerung aus dem Überschuss der Batschka und des Banats. Nach 1878 kamen nochmals Badener, Württemberger, Rheinländer u. a. nach Bosnien. 1880 erstanden dort die Kolonien Windthorst und Rudolfstal. Um dieselbe Zeit besiedelten Deutsche Rumänien: die Städte Jassy, Roman, Galatz, Braila, Konstanza, Atmagea (1846) erhielten deutsche Handwerker, Müller, Fabrikanten und Lehrer. In Bukarest lebten 1910 18 000 Deutsche. Die Deutschen beeinflussten die Entwicklung Rumäniens grundlegend. Prof. Aurel Popovici erklärt offen: „Ohne den Einfluß der germanischen Kultur hätten wir fast nichts von einer Nationalkultur²³.“ Vor dem Weltkrieg lebten in Rumänien 40—50 000 Deutsche. Sie wurden gut behandelt.

Über die Deutschen in Rußland kann hier nicht mehr gesprochen werden. Der unerschöpfliche Born deutschen Lebens sandte seit 1762 auch dorthin seine Pioniere. Heute sind sie in Rußland zu zwei Millionen angewachsen.

III.

In ganz Südosteuropa ließen sich im Verlauf der Jahrhunderte Deutsche nieder. Und sie haben dort das Brot der neuen Heimat nicht umsonst gegessen. Sie haben deutsche Kulturarbeit im weitesten Ausmaß vollbracht. Dies ersehen wir schon daraus, daß sie nicht nur freiwillig ostwärts zogen. Fürsten und Könige, die den Wert deutscher Arbeit anerkannten, riefen sie. König Stefan der Heilige von Ungarn rief seinem Sohn: „Halte die Gäste gut und in Ehren, denn sie bringen fremde Kenntnisse und Waffen ins Land; sie sind eine Zierde und Stütze des Thrones²⁴.“ Die Deutschen haben überall im Osten die Länder urbar gemacht. Zahllose Städte und Dörfer legten sie auf gerodetem Boden an. Düngung des Bodens, überhaupt planmäßige, intensive Landwirtschaft führten erst Deutsche dort ein. Sie verbesserten den Häuserbau. Das oberdeutsche Küchen-Stuben (= zwei Feuer) Haus drang mit den Deutschen bis nach Bosnien und wurde nachgeahmt. Rauchfang und Kaminfegerkehrten erst mit den Deutschen im Osten ein. Die Müllerei und das Baugewerbe brachten deutsche Siedler in Ungarn und Galizien in Schwung. Deutsche erschlossen in den Karpathenländern den Bergsegen. Handwerk

und Industrie betrieben anfangs nur Deutsche. Seit 1470 gibt es im Karpathenbogen deutsche Buchdrucker. Tuchmacher, Metallgießer, Uhrenmacher, Maurer und Goldschmiede waren meist Deutsche. Wo Deutsche im Osten weilten, blühte auch der deutsche Handel. Das beweisen schon die unzähligen deutschen Ausdrücke in den Sprachen des Ostens. So haben wir im Polnisch-Ruthenischen und Russischen die Worte: handl, fram, waga, funt, reszta (Rest), tuzin (Duzend) u. a. Das Magyarische kennt: handlé (Händler), fukar (Wucherer), fond (Pfund), lot (Gewicht) u. a. Das Rumänische: stofa (Stoff), samot (Samt), mandula (Mantel) u. a. Einen großen Fortschritt brachten die Deutschen dem Osten dadurch, daß sie dort das deutsche Recht (besonders in den Städten) und das Kunstwesen einführten. Deutsche Schulen und deutsche Buchereien förderten auch die slavische und magyarische Bildung. Deutsche Studenten aus Hermannstadt, Kronstadt, Pest, Preßburg, Oedenburg u. a. besuchten aber auch die Universitäten in Wien und im Deutschen Reich und verbreiteten später als Lehrer an den Schulen in Krakau, Czernowitz u. a. bei den Slaven deutschen Geist. Als deutsche Dichter seien hier nur die Namen Raindl aus Czernowitz, Meschendorfer und Jillich aus Kronstadt genannt. Kolbenheyer aus Budapest ist allgemein bekannt, Müller-Guttenbrunn wurde schon erwähnt. So bilden die Deutschen in Südosteuropa in der Tat die Brücke vom großen, geschlossenen deutschen Volk zu den weiten Ländern des Ostens. Sie verkörpern den ruhenden Pol in dem Völkergemisch innerhalb der Karpathen und des Balkans. Ihre deutsche Sendung ist heute noch lange nicht beendet. Mit der Zerstückelung Österreich-Ungarns verschlechterte sich ihre Lage. Ihre Aufgabe, deutsche Pioniere zu bleiben, wuchs damit zugleich. Sie werden auch diese Lage meistern. Wer jahrhundertlang allen Stürmen unerschüttert standhielt, der ist den Kampf gewohnt; er ist sich aber auch über das Wesen und die Aufgaben des Deutschtums, vor allem über den Wert deutscher Art und deutscher Sprache, klar geworden, klarer als mancher Reichsdeutsche, der um sein Volkstum nie zu ringen hatte.

Mit Achtung blicken wir hinaus auf unsere Stammesbrüder im fernen Südosten. Wir sind ihnen verbunden und verpflichtet.

Literatur:

Grundlage aller Forschung über das Deutschtum in Südosteuropa bleibt bis auf weiteres:
 Raimund Friedrich R a i n d l: Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern (1907—1911), 3 Bde.
 Derselbe: Die Deutschen in Osteuropa, 1916.
 Derselbe: Die Deutschen in Südslavien, 1926
 und viele andere Schriften Raindls über das Südostdeutschtum.
 Deutsch-ungarische Heimatblätter, Vierteljahrschrift für Kunde des Deutschtums in Ungarn, herausgeg. von Prof. Dr. Jakob Eleyer (gestorben 1933), Budapest VI, Verlag Sonntagsblatt; darin u. a. Aufsätze von Jakob Ebner über die Auswanderung der Hohenwälder.
 Adam Müller-Guttenbrunn: Der große Schwabenzug, 1923, gibt ein anschauliches Bild jener Zeiten. —

- ¹ Raindl, Gesch. der Deutschen in den Karpathenländern, II, S. 11.
- ² Raindl, Karpathenländer, II, S. 18 ff.
- ³ Raindl, Karpathenländer, II, S. 347; derselbe: Die Ansiedlung der Deutschen in den Karpathenländern, 1917.
- ⁴ Raindl, Die Deutschen in Osteuropa, S. 10.
- ⁵ Raindl, Karpathenländer, II, S. 3.
- ⁶ Raindl, Karpathenländer, II, S. 96.
- ⁷ Adam Müller-Guttenbrunn, Der große Schwabenzug, S. 105/6.
- ⁸ Raindl, Karpathenländer, III, S. 335 ff.
- ⁹ Raindl, Karpathenländer, II, S. 296 f.
- ¹⁰ Raindl, Karpathenländer, II, S. 102; III, S. 264 ff. Deutsch-ung. Heimatblätter, 1930.
- ¹¹ Deutsch-ung. Heimatblätter, 1932.
- ¹² Deutsch-ung. Heimatblätter, 1930.
- ¹³ Diese und die folgenden Einzelheiten aus den Jahrgängen 1929—34 der deutsch-ung. Heimatblätter, bes. aus den Aufsätzen von J. Ebner.
- ¹⁴ Dieser Spruch steht in den meisten Schilderungen des Banats, u. a. bei A. Müller-Guttenbrunn.
- ¹⁵ Raindl, Karpathenländer, III, S. 195, 202.
- ¹⁶ Deutsch-ung. Heimatblätter, 1934.
- ¹⁷ Raindl, Karpathenländer, III, S. 196 ff., Deutsch-ung. Heimatblätter, 1930.
- ¹⁸ Deutsch-ung. Heimatblätter, 1929.
- ¹⁹ Deutsch-ung. Heimatblätter, 1930.
- ²⁰ Deutsch-ung. Heimatblätter, 1932.
- ²¹ Raindl, Karpathenländer, III, S. 118 ff.
- ²² Raindl, Karpathenländer, III, S. 166 f.
- ²³ Raindl, Karpathenländer, III, S. 423.
- ²⁴ Raindl, Die Deutschen in Osteuropa, S. 70.

Jans Christoph Kaergel Bergfahrt im Schnee.

Es sieht nicht gut aus. Einen Augenblick lang zögert heut selbst der Baudenwirt der Richterbaude und wartet mit dem Kutscher noch am Schuppen. Eine fahle, gelbe Wolkenwand liegt überm Hochwiesenberg. Um sie her ein aschgrauer Himmel. Die Luft hängt kalt und schwer von neuem Schnee erfüllt über den Bergen. Das Bier muß noch zur Wiesenbaude gebracht werden. Der Kutscher hat sich unten in Aupa verspätet. Der Schlitten war festgefahren. Wenn sie aber jetzt noch zu zweien aufsteigen, dann kann ja nichts geschehen. Der Braune wird vor

den breiten Hörnerschlitten gespannt. Er ist gut ausgeruht und kennt den Weg zur Wiesenbaude in jedem Wetter. Das Pferd ist ja bei ihnen, wenn es wirklich schlimm kommen sollte. Die gelbe Wolkenwand scheint sich zu bewegen, sie breitet sich mit einem Male über den ganzen Himmel aus. Es ist gut, wenn nun keinen Augenblick mehr gezögert wird. Die Schellen läuten. Der alte, treue Kutscher geht neben dem guten Tiere. Er bricht zwar manchmal in den weichen Schnee, aber es ergeht ihm nicht anders als dem Tiere. Der Wirt hält sich an den Schlitten,

um ebensoschnell mit aufzusteigen. Das Tier hat es nicht leicht. Nach einer Viertelstunde, der letzte geschlossene Waldbestand ist zurückgeblieben, halten sie. Das Pferd schüttelt den Schweiß ab. Ein letztes Läuten. Totenstille ist um sie her. Dafür kriecht die gelbe Wolke immer näher heran, wird braun und dick und fällt plötzlich über Schlitten, Mensch und Tier. „Wenn's beim Nebel bleibt, ist's gut!“ — Die beiden Männer machen sich Mut. Aber sie merken, daß der Nebel sich rasend zu drehen beginnt. Ein langgezogenes hohes Pfeifen kommt von der Höhe her. Das Pferd bäumt sich auf. Den Kutscher wirft es in den Schnee. So urplötzlich fällt der Sturm ein. Sie brauchen keinen Jurauf, das Pferd wirft sich von selbst in die Riemen. Jetzt gibt es kein Aufhalten mehr. Zuerst sticht es wie mit Nadeln ins Gesicht. Eisregen prasselt hernieder. Es ist Schnee. Er fällt in den Mund, in den Hals, wird in die Ärmel getrieben. Das Pferd ist im Augenblick zum Schimmel geworden. Bis dahin kann man noch sehen. Die nächste Markierungsstange ist mit Schnee und Wolke eins geworden. Der sterbende Tag fällt urplötzlich in die Nacht. Es ist so finster, daß sich das Pferd vor der nächsten Stange aufbäumt. Es scheut. Und der Sturm beginnt zu rollen. Nein, das muß doch Donner sein! Nur gut, daß der Kutscher mit dem Ledergurt fest an das Tier gebunden ist und der Baubenwirt den Schlitten hält. Menschen und Tier sinken in den knietiefen Schnee. Ein greller Blitz zerreißt auf einen Augenblick den Nebel. Im Bruchteil einer Sekunde sehen sie das Marterl und wissen, daß sie bald die Kammhöhe geschafft haben. Dann decken die rasenden Schneewolken die Weite, die Berge, das Tier und die Menschen wieder zu. Sie beginnen zu frieren, aber sie gestehen es sich nicht zu. Sie haben ja das Pferd, das weiterstampft, keucht, schnauft, in den Schnee einbricht, den Schlitten wieder hochreißt und mühselig vorwärtskommt. Das Pferd ist die Rettung. Schon werden die Knie müde. Das Pferd ist stärker als der Mensch. Sie wissen, hier gäbe es wohl auch für sie keine Rettung mehr. Hinter ihrem Schlitten sind die Spuren schon wieder verweht. Sie haben keine Laterne mit. Da — der Schlitten fährt dem Wirt in die Beine. Bei dem ungeheuren Anprall des Sturmes hebt sich das Pferd auf die Hinterbeine und steht. Es sinkt dabei so tief in die eben aufgeworfene, wachsende Schneewächte, daß es bis zum Leibe im Schnee steckt. Es versucht, immer wieder herauszukommen und bricht wieder zusammen. Ziehen, Zerren, Bitten, Fluchen — alles ist umsonst. Das Tier schlägt noch einmal mit den Vorderfüßen in den Schnee, dann ist es still. Der

Kutscher streichelt es am Hals, er bittet. Es hilft nichts. Das Tier ist fertig. Wenn die neue Sturmwolke mit dem dicken, nassen Schnee kommt, senkt es den Kopf und wird wie von selber zu einem Hügel von Schnee. Nun sind sie verloren. Wenn es hochkommt, schneien sie am Leib des Tieres ein und können sich noch ein paar Stunden halten. Das Tier versagt, der Mensch ist am Ende.

Der Kutscher, der sich über den Rücken des Pferdes wirft, wird von dem Wirt heftig geschüttelt. Er hört nur Schreie. Die beiden Hilfsspaten, die bei keiner Bergfahrt fehlen dürfen, werden aus dem Schlitten genommen. Die Finger sind aber zu erfroren, sie können den Schaft nicht umspannen. Sie reiben sich gegenseitig mit Schnee ein. Um die Gesichter wird Zeitungspapier getan. Ist der Mensch noch an das Tier gefesselt? Wer ist stärker als der Tod? — Davon wird aber nicht gesprochen. Niemand denkt daran. Sie beginnen nun zu arbeiten, als hätten sie sich verständigt. Die Bierfässer rollen in den Schnee, die Stricke sind frei. Nun wirft der Wirt dem Pferd die Stricke um. Der Kutscher versteht jetzt. Das Pferd muß gerettet werden. Es ist am Ende. Es starrt ohne Willen in tödlicher Verlassenheit in den Nebel. Die Stricke sind gefroren, die Hände bluten. Die frostkalte Luft läßt die Haut springen. Der alte Kutscher taumelt rücklings in den Schnee. Der Wirt ist allein. Also kommt doch das Ende? Da fühlt er in seiner Tasche einen Apfel. Er preßt ihn dem erschlafenen Kutscher in den Mund. Wahrhaftig — er kommt wieder zu sich. Er ist schon wieder halb zugeweht. Jetzt geht es an die sauerste Arbeit. Dem Pferde müssen die im Schnee ruhenden Beine gebunden werden. Noch eine Stunde! In dem Augenblick, da es dem Wirt schwarz vor Augen wird, ist es geschafft. Lautlos, als wäre es schon verendet, sinkt das große, starke Tier auf den ersten Kuck um und fällt auf den zurechtgeschobenen Hörnerschlitten. Nun schnell die Seile festgezogen — und nun liegt das riesige Pferd mit den steifen, in die Luft ragenden Gliedern auf den Schlitten gebunden und wird zu einem einzigen Berg aus Schnee und Eis. Dann beginnt sich der Berg zu bewegen. Den Sturm im Rücken. Die unheimliche Last auf dem Schlitten, drückt sich der Hörnerschlitten durch die machtvollste Wächte und bringt Menschen und Tier in die rettende Baude zurück. —

Von diesem Tage an sind Wirt und Kutscher Menschenbrüder bis zum Tode geworden. Sie sprechen nicht davon, sie wissen es vielleicht selber nicht, sie ahnen nur das große Geheimnis: der tobbezwingende Wille erhebt den Menschen über alle Kreatur.

Das Verkenntnis des deutschen Dichters:

„... ich gehöre der Heimat, wer für sie ist, der ist für mich; ich bin sein Freund und sein Helfer, und wenn der Heimat ihr Recht geworden ist, soll ihm auch das seine werden! Wer aber nicht für das Vaterland ist, der schädigt es, der raubt ihm einen Kämpfer, der ist sein Feind...“

Emil Strauß in „Vaterland“.

Nichtsnutzig eine Freiheit, die vergift, Was sie der Reichsehre schuldig ist.

C. F. Meyer in „Suttens letzte Tage“.

Im Novemberheft 1935 der „Neuen Literatur“ war die Art, in der Hermann Gesse über die neue Literatur Deutschlands in der führenden kritischen Zeitschrift Schwedens, in „Bonniers Litterära Magasin“, berichtet hatte, einer scharfen Kritik unterzogen worden: angefangen von seinem Hohen Lied auf Thomas Mann bis zu dem Urteil über die neueste deutsche Dichtung: „Ein Großteil der gegenwärtigen ‚schönliterarischen‘ Produktion in Deutschland trägt das Gepräge zufälliger Konjunkturen und kann nicht ernst genommen werden.“ Von dem Schrifttum des neuen Deutschlands und seinen jungen und alten Vertretern wird geschwiegen; dagegen sind genannt die Juden Kafka, Polgar, Bloch, Lucka, Stefan Zweig in buntem Verein mit Gertrude Le Fort, Th. Steinbüchel und Besprechungen von Werken über den jüdischen Scholastiker Maimonides. — Wir entnehmen der „Neuen Literatur“, Jahrgang 37, Heft 1, S. 57 f., Gesses Antwort und Will Vespers dankenswert klare Stellungnahme hierzu:

Zu der Glosse im Novemberheft 1935 (Seite 685) sendet uns Hermann Gesse durch den Sekretär des „Schweizerischen Schriftsteller-Verein/Société des Ecrivains Suisses“ in Zürich folgenden Brief:

„3. Zeit Baden (sonst Montagnola), 3. Dezember 1935.

An die Schriftleitung der Zeitschrift
„Die Neue Literatur“!

Auf Umwegen, durch den Brief eines Bekannten erfahre ich, daß ich jüngst in Ihrer Zeitschrift angepöbelt worden bin, und man zitiert mir aus dem fraglichen Artikel einige Sätze, z. B.: ‚der deutsche Dichter G. Gesse übernimmt die volksverräterische Rolle‘ und ‚den Juden usw. zuliebe hilft er im Auslande falsche, sein Vaterland schädigende Vorstellungen verbreiten‘.

Ich möchte diese schändlichen Worte, unterstützt vom Schweizerischen Schriftstellerverein, dessen Mitglied ich bin, mir energisch verbitten und möchte die Schriftleitung ersuchen, bei künftigen Einsendungen, in welchen ein bisher angesehener Kollege in den Dreck gezogen wird, sich wenigstens die Mühe zu geben, offenkundige Lügen und Verleumdungen auszumerzen.

Sie mögen meine Urteile und Meinungen nicht teilen, Sie mögen auch beliebig gegen mich polemisieren, das ist Ihr Recht. Aber Sie dürfen nicht Lügen über mich verbreiten. Sie schädigen damit den ohnehin jetzt im Auslande tief stehenden Ruf Deutschlands und seiner Literatur — für die ich, der Ausländer, sowohl in meinen Berichten für die neue Rundschau wie in denen für Bonniers Lit. Magasin alle meine Kräfte einsetze, weil ich, trotz ihres jetzigen Zustandes, die deutsche Literatur ernst genug nehme, um auch im eher feindlich gesinnten Ausland für sie einzutreten und zu werben.

Das Schlimmste an Ihrem Artikel gegen mich ist aber nicht die vollständige Verkenning meines Wollens sowie des tatsächlichen Dienstes, den ich durch meine Berichte der deutschen Literatur leiste. Sondern das Schlimmste ist, daß Ihr Referent die Sache so hinstellt, als sei ich Reichsdeutscher und ‚Volksverräter‘. Diesen Behauptungen gegenüber stelle ich fest, daß ich nicht Reichsdeutscher, sondern Schweizer bin, und seit vollen 23 Jahren ununterbrochen in der Schweiz lebe.

Wenn Sie etwas auf Ihre Ehre halten, so korrigieren Sie wenigstens das, was in jenem Referat tatsächlich der Wahrheit widerspricht. Wenn der Schweizer Gesse Don Quichote genug ist, in einem angesehenen schwedischen Blatt (von dessen Judentum mir übrigens nichts bekannt war) die in Schweden schwer in Verruf gekommene deutsche Literatur zu verteidigen, so begeht er damit keinen ‚Volksverrat‘, sondern er tut etwas, wozu er das volle Recht hat.

Hochachtungsvoll

Hermann Gesse.“

Die Art und Weise, wie Hermann Gesse sich bemüht hat, „im eher feindlich gesinnten Ausland für die deutsche Literatur einzutreten und zu werben“, ist in unserer Glosse genau belegt worden. Hermann Gesse kann davon nichts ableugnen. Von den Schlüssen aber, die wir aus dieser seiner „Werbung“ zogen, haben wir vor anständigen Leuten nichts zurückzunehmen. Allerdings müssen wir uns entschuldigen, daß wir nicht ahnten und es nicht für möglich hielten, daß der deutsche Dichter Hermann Gesse, der sich freilich schon 1914 von seinem Volk in die sichere Schweiz zurückzog, nun wirklich „emigriert“ ist, die deutsche Staatsangehörigkeit aufgegeben und die schweizer Staatsangehörigkeit erworben hat. Lange kann es noch nicht her sein, sonst würde er den Zeitpunkt deutlicher angeben. Von Geburt und Herkunft aber ist er Reichsdeutscher. Als Reichsdeutscher hat er früher unter uns gelebt und Erfolg gehabt. Deutschland ist sein Nest, mag er auch jetzt auf anderem Aste sitzen. In der Schweiz geborene Dichter werden wir stets in ihrer besonderen Art, Aufgabe und Einstellung achten. Aber auch die Schweizer werden verstehen, daß es für uns in diesem Falle etwas ganz anderes ist, ob ein Dichter ein geborener Schweizer ist oder — ein Emigrant; ganz gleich, ob er erst jetzt oder schon länger sein Volk in seinem schweren Ringen verlassen hat, um sich hinter sein gekauftes Schweizer Bürgertum verschanzen zu können. Jedenfalls ist uns Deutschen, und ich glaube nicht nur denen im Reich, das Bild dieses merkwürdigen „Ausländers“ für immer geklärt.



Turmfalke

Erwin Nischele